student! DIE UNABHÄNGIGE LEIPZIGER HOCHSCHULZEITUNG

APRIL 2019
NUMMER 143

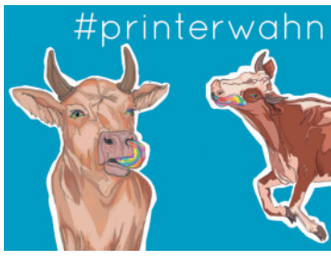
Auflage 10.000 Exemplare — kostenlos — für alle — student-leipzig.de — facebook.com/studentLeipzig — Twitter/Instagram

bagel brothers
sandwich restaurant
Nikolaistraße 42, 04109 Leipzig

Morde
Ein Tag am Set der Kriminalfernsehserie SOKO Leipzig
Perspektive – S. 5

Männer
Interview mit Sophie Passmann über ihr Buch „Alte weiße Männer“
Kultur – S. 11

Moleküle
Leipziger Chemikerin in Europäischer Akademie der Wissenschaften
Wissenschaft – S. 12



GLOSSE

Die Schuldige

Alles nur ein PR-Gag. Nun ist sie auf der ganzen Welt berühmt, gibt sich als ihre Retterin. Diese ferngesteuerte Marionette ihres geldgeilen Vaters wirbt jetzt auch noch für Atomenergie. Ein Skandal! Focus, Welt und Russia Today denken nicht lang nach und hauen in die Tasten, raus mit der Schlagzeile. So zieht sie überall ihre Strippen. Bis ans andere Ende der Welt reicht ihre Macht. Diesmal können wir die Einwanderungspolitik nicht verantwortlich machen, aber kein Grund zur Panik. Wir suchen uns die Schuldige einfach selbst aus. Sie hält unsere Schüler vom Lernen ab, macht sie zur Pseudoaktivisten. Was geht das alles eigentlich unsere Kinder an? Die kleinen Bengel haben doch keine Ahnung! Wir haben alles fest im Griff. Wir sorgen uns um die wirklich wichtigen Themen. Lasst den Profi ran, der glänzte schon 1997 mit Kuhkrawatte, Charisma und den Worten: „Probleme sind nur dornige Chancen.“

„Leipzig ist alles andere als weltoffen“

Bloggerin Nhi Le über Debattenkultur und Alltagsrassismus

Nhi Le ist 24, macht ihren Master an der Universität Leipzig und ist nebenbei selbstständig als „Speakerin, Bloggerin und Moderatorin“ tätig. Wir haben mit ihr über die #vonhier-Debatte, Alltagsrassismus in Ostdeutschland und ihre Erfahrungen in den USA gesprochen. Das Interview lest ihr auf Seite 7. **Foto: as**

Kritisches Einführungssemester

Linke Veranstaltungsreihe findet den ganzen Sommer über statt

Studierende der Universität Leipzig erwartet in diesem Sommersemester eine Überraschung: Im Rahmen der Kritischen Einführungswochen (KEW), die sich normalerweise auf die ersten Wochen eines Semesters beschränken, werden über den ganzen Frühling und Sommer hinweg Veranstaltungen stattfinden. Seit dem Herbst 2014 sind die KEW jeweils zu Semesterbeginn auf dem Campus der Universität. Das Zelt auf dem Hauptcampus, in dem man sich zu Kaffee und dröhnenden Bässen das anstehende Programm durchsehen kann, kennen die meisten. Über einen Zeitraum von drei Wochen bietet hier ein Bündnis linker Gruppierungen Informationsveranstaltungen und Workshops zu einer Vielzahl von Themen an. So können sich Interessierte zum Beispiel mit Feminismus, rechter Gewalt in Sachsen oder Klimagerechtigkeit beschäftigen.

Kaffee, Bässe und Aktivismus **Foto: as**

Wegen der anstehenden Landtagswahlen in Sachsen, Thüringen und Brandenburg spricht Frank Aurich, Pressesprecher der KEW, von einem „besonderen Jahr“. Darum werde man den Fokus auf Politik legen und die Veranstaltungen über das ganze Semester verteilen. In Anbetracht der vergangenen Wahlerfolge der AfD zeigt sich Aurich besorgt: „Wir sehen uns als Teil einer größeren Bewegung gegen eine rechte Wende und eine mögliche schwarz-blaue Koalition.“

Im vergangenen Wintersemester gab es einigen Aufruhr, als aufgrund eines Berichts des sächsischen Landesamts für Verfassungsschutz (LfV) die Universität den KEW die Raumnutzung für einige Veranstaltungen zunächst verweigerte. Der StuRa sah Studierende unter „Generalverdacht“ gestellt, die Konferenz Sächsischer Studierendenschaften sprach von einem „Eingriff in die Hochschulautonomie“. Carsten Heckmann, Pressesprecher der Universität, weist allerdings darauf hin, dass die KEW schon seit Jahren unbehelligt auf dem Campus stattfinden konnten. Da aber zwei beteiligte Organisationen – PRISMA und die Anarcho-syndikalistische Jugend Leipzig – vom Verfassungsschutzbericht als extremistisch eingestuft werden, habe man die Raumvergabe erst nach einem klärenden Gespräch mit dem StuRa genehmigt. Eine Einflussnahme des LfV sieht er nicht: Bei einem Treffen mit Rektorin Beate Schücking habe dieses „lediglich darauf hingewiesen, dass linksextreme, gewaltbereite Gruppen versuchen könnten, zum Beispiel durch Teilnahme an den KEW neue Mitstreiter für sich zu gewinnen“. Martin Döring, Pressesprecher des LfV, bezeichnet die Kritik als „wolkiges Gerede“ und „himmelschreienden Humbug“. Die Behörde habe den „gesetzlichen Auftrag, über verfassungsfeindliche Bestrebungen zu informieren“ und wäre genauso vorgegangen, hätte etwa die rechte Identitäre Bewegung Veranstaltungen angemeldet. Über die Raumvergabe entscheide letzten Endes die Universität.

David Will

MELDUNGEN

+++ Institut für KMW in die Nikolaistraße umgezogen +++ Zwei Architekturstudenten der HTWK gewinnen bei Ideenwettbewerb für ihren Bibliotheksentwurf den Schinkelpreis +++ Seniorenkolleg der Universität Leipzig feiert am 5. April sein 40-jähriges Bestehen +++

UBL

Studierende können in den Räumen der Universitätsbibliothek Leipzig (UBL) ab dem 2. Mai nicht mehr kopieren oder drucken. Stattdessen werden kostenlose Buchscanner zur Verfügung stehen. Das kündigte die UBL Anfang März in einer Mail an alle Studierenden an. Die Scanner seien im Vergleich zu den Kopierern „buchschonend, leise, umweltfreundlich und ressourcenschonend“. Studierende können sich das restliche Guthaben vom aktuellen Dienstleister, der Firma Canon, rückerstatten lassen. Der Vertrag zwischen der UBL und Canon läuft zum 30 April aus. Gemeinsam mit der Verwaltung der Universität will die UBL nun nach Möglichkeiten suchen, einige Standorte mit kostenpflichtigen Druckern auszustatten.

MDV-Ticket

Das Leipziger Studentenwerk hat gemeinsam mit den Verkehrsunternehmen LVB, MDV und Deutsche Bahn den Vertrag für das Semesterticket verlängert. Die Vertragsunterzeichnung für die kommenden fünf Jahre fand am 26. März statt. Da das Ticket in den vergangenen Jahren stärker genutzt wurde, wird es deutlich teurer. Über die fünfjährige Vertragslaufzeit wird der Preis jährlich um zehn Euro ansteigen. Im kommenden Wintersemester zahlen Studierende 135 Euro, im Sommersemester 2024 dann 175 Euro. Die sogenannte Solidarregelung ist Grundlage für die Beitragshöhe. Das bedeutet, dass alle beitragspflichtigen Studierenden, unabhängig von der tatsächlichen Nutzung des Tickets, zahlen. Von diesem Modell profitieren vor allem Studierende mit geringen finanziellen Mitteln. Das neue Semesterticket soll für Erstsemester bereits einen Monat vor der Immatrikulation gelten. Andrea Diekhof, Geschäftsführerin des Leipziger Studentenwerks, zeigt sich nach „harten Verhandlungen“ zufrieden mit dem Ergebnis. Sie wolle in Zukunft Gespräche mit weiteren Verkehrsverbunden der Region führen, um das Angebot für die Leipziger Studierenden zu vergrößern.

hl

Wissenschaft oder Aktivismus

Studierende kritisieren Thementag Schwangerschaftsabbruch

Das Forum Glauben-Theologie-Leben der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig lud zu seinem Thementag Schwangerschaftsabbruch im Januar Sandra Sinder und Professor Paul Cullen ein. Sie gehören Organisationen des Bundesverbandes Lebensrecht an. Zwei Studierende der Universität kritisierten ihre Vorträge in einem offenen Brief scharf. „Beide Veranstaltungen hatten missionarischen Charakter“, erklären Frauke Ott und Gero Pfau.

Cullen ist Vorsitzender des Vereins Ärzte für das Leben. Die Briefautor*innen bemängeln, sein Vortrag erschien wie ein Bekehrungsversuch. So habe er beispielsweise behauptet, das Leben beginne mit der Befruchtung. Sie schreiben: „Wir sehen hier die Grenzen bloßer Meinungsäußerung hin zum politischen Aktivismus überschritten.“ Er habe persönliche Ansichten zu Fakten deklariert. Ein Zuhörer, Matthias Althöfer, berichtet, dass der Vortrag viel persönliche Meinung enthielt, kann jedoch nicht bestätigen, dass Cullen nicht zwischen Meinung und Fakten unterschieden habe. Ihm sei jedoch im Vorfeld des Vortrages nicht klar gewesen, dass Cullen einer Lebensrechtsorganisation angehört. Im offenen Brief wird kritisiert, dass weder die Referierenden vorgestellt, noch ihre Positionen eingeordnet wurden.

Sinder wurde eingeladen, um ihre Erfahrungen in der Schwangerschaftskonfliktberatung zu schildern. Ihre Beratungsstelle positioniert sich, auch im Fall einer Vergewaltigung, gegen den Eingriff. Die Autor*innen des Briefes schreiben, Sinder habe das Bild vermittelt, Frauen würden nach einem Schwangerschaftsabbruch oft unter schweren psychischen Beschwerden leiden, obwohl dies nicht wissenschaftlich fundiert sei. Außerdem zeigte sie die Puppe eines zwölf Wochen alten Fötus, die laut den Verfasser*innen einen Fötus dieses Alters verniedlicht. Ihrer Meinung nach zeigt dies, dass Sinder nicht versuchte, eine objektive und berichtende Funktion einzunehmen, sondern ihren Standpunkt bewerben wollte. Sie selbst gibt zu, ihr Vortrag habe viel ihrer eigenen Meinung beinhaltet.

Sinder und Cullen überhaupt einzuladen, ist für die Verfasser*innen des Briefes unverständlich. „Wir finden es falsch, so extremen Positionen im universitären Rahmen eine Bühne zu geben.“ Professor Frank M. Lütze aus dem Leitungskreis des Forums antwortet darauf, dass Debatten davon leben, auch solche Positionen zu hören, denen man nicht zustimmen würde. „Grundsätzlich kann an einer freien Universität alles kritisch diskutiert werden, sofern man es in den Rang diskussionswürdiger Aussagen erheben möchte. Die kritische Überprüfung von Behauptungen ist schließlich ein Kerngeschäft der Wissenschaft.“ Genau an der Frage, ob die Positionen von Cullen und Sinder diskussionswürdig sind, scheiden sich jedoch die Geister. Die Verfasser*innen wollen mit ihrem Brief „das kritische Bewusstsein für an den Grenzbereichen der Demokratie abgehaltene Diskurse schärfen“. Besonders damit, dass Cullen in der Vergangenheit Schwangerschaftsabbrüche wegen des Verdachts auf eine Behinderung des Kindes „vom gedanklichen Ansatz her“ mit dem Euthanasieprogramm im Nationalsozialismus gleichsetzte, übertrete er diese Grenzen eindeutig. Bislang gibt es vom Forum keine Stellungnahme.

Jonas Waack

Die Theologische Fakultät am Martin-Luther-Ring **Foto: jw**

Engagement in den Kinderschuhen

Arbeitsgruppe des StuRa setzt sich für Belange studentischer Eltern ein

Eine Facebookseite gibt es bereits, ebenso ein Logo. Es zeigt ein Kind, das mit einem Stapel Bücher spielt. Auch wöchentliche Treffen finden statt, nur einen eigenen Raum hat Pro Kids Uni Leipzig noch nicht. Die StuRa-AG besteht seit Oktober letzten Jahres und setzt sich hochschulpolitisch für die Belange studentischer Eltern ein. In der AG sind Studierende, die sich austauschen und gemeinsam versuchen, den Alltag mit Kind an den verschiedenen Standorten der Universität Leipzig einfacher zu gestalten.

Den Anstoß zur Gründung der AG lieferte Anja. Sie ist selbst Mutter und zu Beginn ihres Studiums auf viele Hürden gestoßen. Das Belegen von Kursen sei unflexibel, Dozierende wenig verständnisvoll gewesen, zudem fehlte es an speziellen Räumlichkeiten. Anja wandte sich an den StuRa und gründete die AG gemeinsam mit Ulrich Wehrle, Referent für Soziales. Momentan wollen die beiden vor allem eines: mehr Aufmerksamkeit – sowohl für ihr Engagement, als auch für die Thematik an sich. Dabei sehen sie sich als Vermittler*innen zwischen den Studierenden und den universitären Organen, wie dem Gleichstellungsbüro und den Bibliotheken. „Wir können diese Arbeit mit einem anderen Nachdruck und eben aus studentischer Perspektive betreiben“, betont Ulrich.

Georg Teichert, Gleichstellungsbeauftragter der Universität, begrüßt die Gründung der AG: „Es ist wichtig, dass das Engagement auch von Studierenden mit Kind selbst getragen wird und Inputs für die Weiterentwicklung der familienfreundlichen Hochschule gegeben werden.“ Das Gleichstellungsbüro arbeitet mit Pro Kids zusammen, etwa beim Familienfrühstück oder bei der Planung von Eltern-Kind-Räumen. Letztere ist ein wichtiges Anliegen der AG. Bei Eltern-Kind-Räumen handelt es sich um Zimmer, die studentischen Eltern zum Lernen, Wickeln, Spielen oder Stillen dienen. Einen solchen Ort gab es bereits am Campus, aufgrund zu geringer Nutzung und fehlender Kapazitäten wurde er jedoch wieder geschlossen. Hier will die AG ansetzen.

In den Bibliotheken der Universität Leipzig gibt es aktuell zwei Eltern-Kind-Räume. Diese befinden sich am neuen Standort für Erziehungs- und Sportwissenschaft sowie in der Bibliothek für Medizin- und Naturwissenschaften. Die Räume sind mit einem PC-Arbeitsplatz, Laufgitter und Stillsessel ausgestattet. Mit den Bibliotheken steht Pro Kids im Austausch, um mehr solcher Rückzugsorte zu schaffen und die bestehenden weiter auszustatten.

Damit die AG in Zukunft noch konkreter auf die Bedürfnisse von Studierenden mit Kind eingehen kann, haben Mitglieder eine Umfrage an der Universität Leipzig durchgeführt. Etwa 61 Prozent der knapp 40 Befragten wünschen sich demnach eine bessere Vernetzung untereinander. Etwas mehr als die Hälfte sprach sich für den Ausbau von Eltern-Kind-Zimmern in den Bibliotheken aus und 72 Prozent wünschen sich mehr Unterstützung bei der Studienorganisation, wie bei der Vergabe von Seminarplätzen.

Hanna Lohoff

Die AG will den Uni-Alltag mit Kind erleichtern. **Foto: hl**

„Löwenanteil für die Mensen und Cafeterien“

Die Geschäftsführerin des Leipziger Studentenwerks zum Doppelhaushalt

Im Dezember vergangenen Jahres hat der Freistaat Sachsen den Doppelhaushalt für 2019/20 beschlossen. Dieser regelt auch die Zuschüsse für den laufenden Betrieb sowie für Investitionen der vier sächsischen Studentenwerke. Andrea Diekhof, Geschäftsführerin des Leipziger Studentenwerks, sieht mit diesem Doppelhaushalt optimistisch in die Zukunft. student!-Redakteurin Hanna Lohoff und student!-Autor Shahin Mohammed haben mit ihr darüber gesprochen, wo das Geld nun hinfließt.

Die Mensen und Cafeterien profitieren besonders vom Doppelhaushalt. Foto: hl

student!: Der Doppelhaushalt für 2019/20 sieht mehr Zuschüsse für die sächsischen Studentenwohnheime vor als der für 2017/18. Ist dies ein Grund zur Freude oder haben Sie noch mehr erwartet?
Diekhof: Es ist auf jeden Fall ein Grund zur Freude, für mich und für alle vier sächsischen Studentenwerke. Wir haben für den laufenden Betrieb einen Zuwachs von zehn auf elf Millionen Euro pro Jahr in dem Doppelhaushalt erhalten und auch bei den Investitionszuschüssen wurde deutlich aufgestockt. Ganz großartig ist, dass diese Investitionszuschüsse jetzt auch nicht nur für Mensen und Cafeterien, sondern auch für die Modernisierung und Sanierung der Studentenwohnheime eingesetzt werden dürfen. Der Freistaat setzt hiermit das Signal, dass er wieder in die Studentenwohnheimförderung einsteigt.

Zum Erhalt der sozialen Mietpreise der Studentenwohnheime bräuchten wir eigentlich eine längerfristige Zusicherung von Geldern, die über den Doppelhaushalt hinausgeht. Deshalb hoffen wir auf ein Bundesförderprogramm für den Neubau und die Sanierung von Wohnheimen, das mit einer Landesförderung kombiniert wird. Durch die Grundgesetzänderung zur Kooperation von Bund und Ländern ist dafür nun der Weg frei. Wir hoffen sehr, dass der Bund ein Programm aufsetzt, das mit einer Landesförderung kombiniert werden kann, sodass wir hier für die Zukunft und die nächsten Jahre eine Chance haben, den Bestand der Studentenwohnheime zu sanieren und zu modernisieren. Insgesamt sind wir jedoch mit dem Doppelhaushalt sehr zufrieden, weil er den Bedarf, den wir im Vorfeld angemeldet haben, zu weiten Teilen abdeckt.

Diese elf Millionen Euro beziehen sich auf ganz Sachsen, also alle vier Studentenwerke. Wie viel fließt davon nach Leipzig?
Nach Leipzig fließen voraussichtlich gut drei Millionen Euro. Die Zuschussverteilung muss das Wissenschaftsministerium noch vornehmen. Das tut es normalerweise in enger Abstimmung mit uns.

Wofür nutzen Sie das Geld konkret und welche Prioritäten setzen Sie?
Von den elf Millionen Euro fließt der Löwenanteil in die Mensen und Cafeterien zur Finanzierung der sogenannten Infrastrukturvorhaltekosten.
Das heißt: Strom, Wasser, Heizung, Instandhaltung, Wartung und Schönheitsreparaturen. Wahrscheinlich fließen ein bis zwei Millionen Euro in den Bereich der sozialen Dienste. Davon finanzieren wir in Leipzig vor allem die Beratungsangebote, also die Sozialberatung und psychosoziale Beratung.

Wie sieht es mit den Studentenwohnheimen aus? Sie haben ja vergangenen Herbst noch beklagt, dass einige davon sanierungsbedürftig sind.
In diesem Jahr werden wir von März bis September für knapp fünf Millionen Euro ein Haus in der Tarostraße sanieren und modernisieren. Dann haben wir in dem Wohnheim in der Johannes-R.-Becher-Straße ein weiteres Haus, in dem eine Anlagensanierung vorgenommen wird. Das ist ein kleinerer Eingriff, für den eine Bauzeit von zwei Monaten reicht. Das machen wir in der vorlesungsfreien Zeit im Sommer. Zudem haben wir geplant, aufgrund der Einbruchshäufigkeit, weitere digitale Schließanlagen in den Wohnheimen einzurichten. Das sind die Maßnahmen, die 2019 in Angriff genommen werden. 2020 werden wir dann sicherlich mit der Modernisierung eines weiteren Hauses weiter machen. Wir haben in Leipzig die Situation, dass bei uns fast alle Wohnheime nach der Wende einmal grundsaniert wurden. Gerade bei den großen Plattenbauten in der Straße des 18. Oktober, Tarostraße, Arno-Nitzsche-Straße oder Johannes-R.-Becher-Straße liegt deshalb ein Sanierungsbedarf vor.

Sie haben uns gegenüber einmal erwähnt, dass es Pläne für den Bau der neuen Juristenfakultät auf dem Wilhelm-Leuschner-Platz gibt, in die dann auch eine Mensa integriert werden könnte, um die Mensa am Park zu entlasten. Gibt es dafür schon konkretere Pläne?
Noch nicht so richtig. Das Sächsische Immobilien- und Baumanagement sucht noch zusammen mit der Universität Leipzig und dem Studentenwerk nach einem Standort, um möglichst schnell den Raumbedarf für die Juristenfakultät zu decken. Jedes Jahr steigen die Immatrikulationszahlen in Leipzig. Die Studierenden müssen natürlich untergebracht werden.

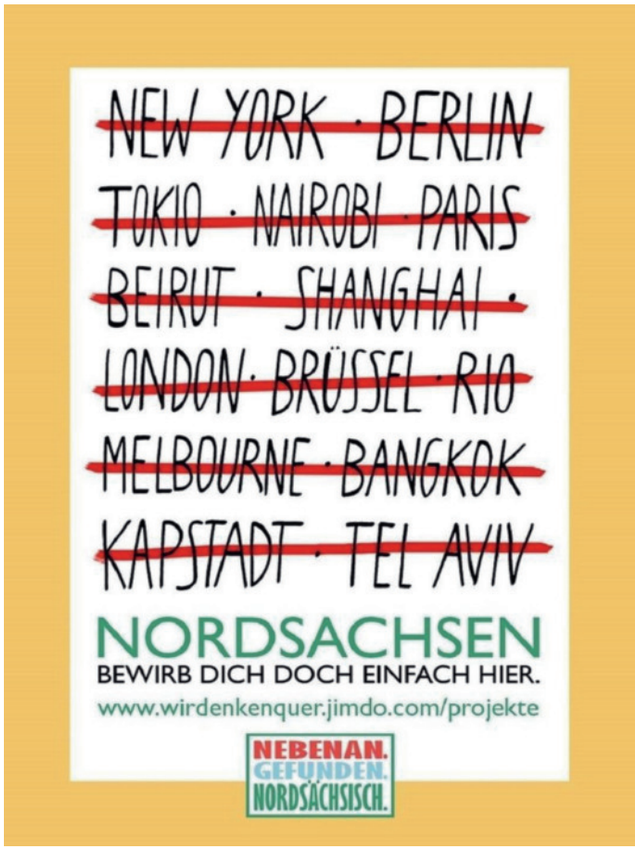
Der Leuschner-Platz ist einer der möglichen Standorte, wenn dann die Stadt bereit wäre, dem Freistaat den freien Platz zu überlassen. Das ist aber auch noch nicht klar, insofern wird nach Alternativen Ausschau gehalten. Abhängig davon, welcher Standort es dann wird, müssen wir prüfen, ob dort eine Mensa vorhanden ist, die mitgenutzt werden kann, oder ob eine neue Mensa geschaffen werden muss.

Haben Sie andere Pläne, die Mensa am Park zu entlasten?
Wir hoffen im Moment sehr auf die Eröffnung der Mensa am Medizincampus, weil wir davon ausgehen, dass ein Teil der Studierenden zum Essen wieder dorthin zurück geht. Im Moment nutzt natürlich auch die Juristenfakultät sehr stark die Infrastruktur am Campus Augustusplatz. Wenn die Juristenfakultät geschlossen in einen anderen Teil der Stadt verlagert wird, nimmt dadurch vielleicht auch wieder die Besucherzahl der Mensa am Park ab.

Wie blicken Sie jetzt in die Zukunft, auch hinsichtlich der anstehenden Landtagswahlen?
Das ist eine spannende Frage, die die sächsischen Studentenwerke sehr beschäftigt. Wir haben mit den Kollegen der anderen Studentenwerke besprochen, dass wir im ersten Quartal politische Forderungen formulieren werden. Diese wollen wir dann an alle Parteien herantragen. Wenn dann die Wahlprogramme stehen – das wird sicher so im Mai oder Juni der Fall sein – wollen wir Prüfsteine an die Parteien senden. Das sind Fragen darüber, was in ihren Programmen für die bestimmten Belange der Studentenwerke vorgesehen ist. Die Antworten der Parteien zu diesen Fragen planen wir zu veröffentlichen, um Transparenz für die Studierenden zu schaffen. Wir wollen noch vor dem Ende der Vorlesungszeit an die Wahl erinnern und dazu aufrufen, das Wahlrecht wahrzunehmen. Das ist, glaube ich, etwas, das man sehr gut politisch neutral tun kann.

Wie auch immer die Konstellation der Regierung dann aussehen wird, wir werden mit den Landtagsabgeordneten intensive Gespräche führen. Das haben wir in der Vergangenheit getan und das hat sich sehr bewährt und wird es, denke ich, auch in Zukunft. Es ist ganz wichtig, dass wir unser Anliegen transportieren, Finanzierungsbedarf erklären und dass diese für die Landtagsabgeordneten nachvollziehbar sind. Dann bin ich guter Dinge, dass wir mit unseren guten Argumenten überzeugen können.

Anzeige



KOLUMNE

Verliebt, vertrocknet

Ich habe eine Familie gegründet. Alleinerziehend, mit acht Kindern, lebe ich in meinem Zimmer. Jedes war ein Wunschkind, obwohl immer spontan adoptiert. Außerdem geschah alles in den letzten zwei Monaten. Sie haben sich gut eingelebt, aber ich bin von Anfang an auf Verluste eingestellt.

Ich bin jetzt Pflanzenmutter.

Das Mutterglück kam plötzlich: Als das Lebendigste in meinem Zimmer noch Spinnen unterm Bett waren, meckerte ich eine geschenkte, schlappe Aloe Vera an. Maulend begann ich zu googlen und stieß auf tonnenweise paradiesische, penibel ästhetische Instagram- und YouTube-Accounts, die mit Dschungeln in Schlafzimmern prahlten. Ich lernte, dass ich zu viel gegossen hatte und dass Pflanzen DAS Ding in den sozialen Netzen sind. Der Hashtag #urbanjungle boomt, die Trendwelle hat sich aufgebaut, überschwemmt Influencer, Follower und wird begeistert begrüßt.

Ein paar Erklärungsansätze: Vielleicht ist dies die Gegenbewegung zum hippen Minimalismus. Oder ein Versuch, die Natur in die Großstadt zu holen. Vielleicht ist es zu anstrengend, sich für eigene Hobbys zu motivieren? Ich bekomme täglich Inspiration und werde häppchenweise gefüttert mit Tausenden von Tipps zum Pflegen und Päppeln. Eine Freundin, die aus Peinlichkeitsgründen anonym bleiben will, bringt es auf den Punkt: „Ist halt entspannter, als sich das selbst aus staubigen Ratgebern rauszusuchen.“ Und sie hat Recht, in einem Alltag, in dem ich zwei Jobs, Uni und Journalismus jongliere. Instagram macht die Arbeit, ich bezahle mit Likes, bekomme meinen eigenen Mini-Urwald und Muttergefühle.

Manchmal frage ich mich, ob mich der Hype, wie so oft, in ein paar Monaten verlässt und meine Pflanzenkinder neben der eingestaubten Yogamatte vertrocknen. Aber diesmal wird alles bestimmt ganz anders. Erstmal adoptiere ich eine Monstera adansonii, rein zufällig der Star des Trends.

Marie Nowicki

Meinung
zu Seite 2

Diskussionsunwürdig

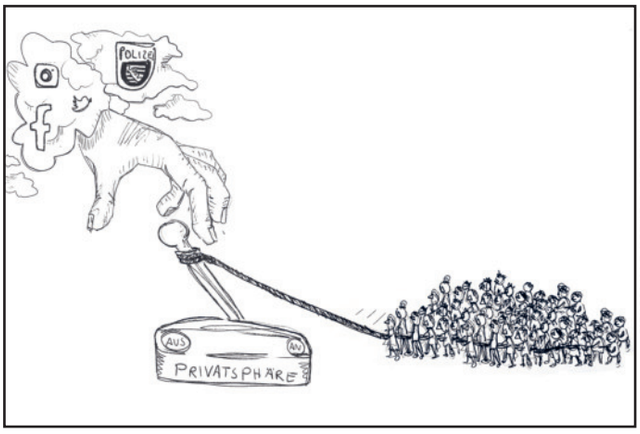
Missglückte Debatte um Abtreibungen

Grundsätzlich könne an einer freien Universität alles kritisch diskutiert werden, entgegnete Professor Frank Lütze den Vorwürfen, der Projekttag des Forums Glauben - Theologie - Leben der Theologischen Fakultät zum Schwangerschaftsabbruch habe extremen Positionen eine Bühne geboten. Lützes Aussage wirft aber die Frage auf, ob von diesem Grundsatz abzuweichen ist, wenn der intimste Lebensbereich eines Menschen betroffen ist. Dazu gehört die Problematik, ob einer Frau die Entscheidung abzutreiben selbst zu überlassen ist oder nicht.

Oft empfinde ich Äußerungen zu diesem Thema schon als unangemessen und übergriffig, wenn sie von Männern stammen. Mir ist klar, dass auch Männer als potentielle Väter von einer Schwangerschaft nicht unberührt bleiben. Doch klar ist auch, dass sie womöglich ein Mitsprache- niemals jedoch ein Mitentscheidungsrecht haben können. Dieses muss allein der Schwangeren zustehen. Eine Frau zu einem medizinischen Eingriff zu zwingen oder zu einem Brutkasten zu machen, ist für mich schlicht nicht denkbar, egal wie sehr sich der hypothetische Vater von ihrer Entscheidung beeinträchtigt fühlen mag. Diese Erwägungen gehen von der Möglichkeit eines Abbruchs aus, die in Deutschland zumindest grundsätzlich gegeben ist. Dass es diese Entscheidungsmöglichkeit geben muss, folgt daraus, dass Frauen auch von der Gesellschaft nicht gezwungen werden dürfen, irreversible Änderungen ihres Körpers und ihres Lebens hinnehmen zu müssen. Gerade sogenannte Lebensschützer*innen sollten das verstehen. In meinen Augen hat die Ablehnung von Abbrüchen etwas davon, Frauen ein geringeres Recht auf ein selbstbestimmtes Leben zuzugestehen. Debatten darüber empfinde ich somit als schwierig und oft als verletzend.

Die Abtreibungsgegner*innen, deren Vorträge auf Kritik stießen, erhalten Rückendeckung vom deutschen Recht, das die Abtreibung zur Straftat erklärt. Schwangerschaftsabbrüche abzulehnen, ist somit wohl keine schlechthin unvertretbare Position. Das bedeutet natürlich nicht, dass Meinungen, Vermutungen oder gar objektiv unwahre Aussagen als Fakt ausgegeben werden dürfen. Ebenso sind Vergleiche mit Grausamkeiten des Dritten Reichs auf diesem Gebiet äußerst gefährlich und können kaum etwas anderes als populistische Meinungsmache sein. Auch wenn letzteres nicht der Fall sein sollte und die Meinung der Vortragenden als solche erkennbar war, ist nochmals auf die besondere Spannung der Thematik hinzuweisen. Die Redner*innen behandelten nicht irgendeine graue Theorie, sondern beschritten ein emotionsgeladenes Gebiet. Dass zwei Studierende sich unwohl und einer versuchten Einflussnahme unterzogen fühlten, könnte darauf hinweisen, dass die Umsetzung nicht ausreichend gut gelungen ist. Über die Diskussionswürdigkeit eines Themas entscheidet aber nicht zuletzt die Art und Weise, wie die Debatte im Einzelfall geführt wird.

Julia Nebel



Wer sitzt hier am längeren Hebel? (Karikatur zu Seite 8 und 9)

Karikaturen: Marie Nowicki

Bildungslücke Erdbeerwoche (Karikatur zu Seite 12)

Meinung
zu Seite 8

Unheimlich sicher

Mehr Widerstand gegen das neue Polizeigesetz nötig

Es ist erstaunlich, was man mit dem Begriffstrio „Modernisierung, Sicherheit, Terror“ alles verkauft bekommt: Geschlossene Grenzen, Abschiebungen in unsichere Herkunftsländer, den militärisch anmutenden Panzerwagen Survivor-R der sächsischen Polizei. Um letzteren geht es schon wieder: Sachsen will das verschärfte Polizeigesetz. Bayern hat es schon, ist wie immer im Wetteifer um die autoritärste Politik in Deutschland eine Schlagstocklänge voraus. Mit dem bayrischen Gesetz darf die Polizei früher und mit weniger Begründung eingreifen als in jedem anderen Polizeigesetz in Deutschland bisher – und Sachsen nimmt es sich zum Vorbild. Man muss kein Hooligan sein oder nachts A.C.A.B. an Hauswände sprayen, um sich zu gruseln. Es reichen auch minimale Geografiekenntnisse: Wenn in einem 30 Kilometer breiten Streifen entlang der polnischen und tschechischen Grenze die gesichtserkennende Videoüberwachung zur Normalität werden soll, kann man sich ausmalen, wie groß die Gebiete in Sachsen sind, in denen jede*r Bürger*in auf Schritt und Tritt überwacht wird. Die Dresdner Altstadt liegt zum Beispiel nur etwas mehr als 30 Kilometer Luftlinie von der tschechischen Grenze entfernt. Spätestens hier sollte endlich auch die Nichts-Zu-Verbergen-Fraktion aufwachen. Gut, mögen einige sagen, es ist ein altes Spiel. Die Sicherheit als vermeintliche Antagonistin zur Freiheit. Mehr von der einen, weniger von der anderen, und je nachdem was man bevorzugt, verordnet man sich im konservativen oder fortschrittlichen Lager. Ganz so einfach ist es aber nicht, denn die Gesetzesänderungen bedeuten vor allem auch Unsicherheit für die Bürger*innen.

Wenn man über G20 spricht, denken die meisten mittlerweile an brennende Autos, hohe Ausgaben und die „Krawall-Barbie“ auf dem Titelblatt der BILD. Wer damals in Hamburg war, dort lebt oder einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort war, hat einen Vorgeschmack bekommen. Einen Vorgeschmack darauf, wie sich Angst vor der Polizei anfühlt. Angst, weil man weiß, das dürfen die nicht, aber sie tun es und sie kommen damit durch. Mit den Änderungen des Gesetzes wird die Polizei nicht nur mehr dürfen, sie wird auch noch schwieriger zu kontrollieren sein. Es ist die Undefiniertheit der Begriffe – wer ist Gefährder, wann droht eigentlich Gefahr? –, die eine juristische Kontrolle erschweren, ja fast unmöglich machen.

Es ist grundsätzlich ein Problem, wenn ein Gesetz in der Anwendung auf die demokratische und freiheitliche Absicht des ausführenden Organs angewiesen ist. Es wird zu einem enormen Problem, wenn dieses ausführende Organ die deutsche Polizei ist, deren Verstrickungen in rechtsterroristische Netzwerke, rassistische Gewaltausübung und in großen Teilen Sachsens Nähe zur AfD längst kein Geheimnis mehr ist.

Unter diesen Vorzeichen wirkt auch die Aufweichung des Schutzes von Geheimnisträger*innen wie die reinste Dystopie: Was macht die Polizei mit der Information, dass ich abgetrieben habe? Mit den Informationen, die ich meiner Anwältin anvertraue? Mit den Informationsquellen der Journalist*innen? Das sind nur einige der vielen Unsicherheiten dieser „Sicherheitsverschärfung“.

Anneke Schmidt

Falsche Asservatenkammer und leere Waffen

Ein Tag am Set der Kriminalfernsehserie SOKO Leipzig

Staatsanwaltschaft Leipzig“ steht auf einem blauen Schild über den Briefkästen. Menschen in Polizeiuniformen eilen herum. In einem Labor liegt eine Pipette neben Glasfläschchen, die neben fertigen Broten stehen. Jemand ruft: „Abbruch!“ Schnell wird klar, dass vieles am Set von SOKO Leipzig zwar den Anschein einer echten Polizeiwache macht, aber eben doch nur ein Fake ist. Das Labor ist nur ein Set, das am Drehtag nicht gebraucht wird und deshalb zum Pausenraum umfunktioniert wurde.

Gedreht wird die 20. Staffel von SOKO Leipzig, dem erfolgreichsten Ableger von SOKO 5113, ehemals SOKO München. Seit 2001 flimmert die Krimiserie des ZDF über die heimischen Bildschirme. Schnittbilder von Leipzig schmücken die Serie aus und immer wieder erkennt man Orte. Mal wird am Cospudener See, mal im Geisteswissenschaftlichen Zentrum der Universität Leipzig oder im Museum der bildenden Künste gedreht. Heute findet der Dreh in und vor dem Gebäude der Produktionsfirma UFA Fiction in der Inselstraße statt.

Schauspielerin Amy Mußul (Mitte) ist neu... **Foto: as**

Langer Dreh

Auf dem Programm steht eine Außenaufnahme vor dem UFA-Gebäude. In dieser Sequenz soll Kriminalhauptkommissarin Ina Zimmermann (Melanie Marschke) telefonierend aus dem Auto aussteigen, etwas aus dem Kofferraum holen und ins Gebäude gehen. Szenen wie diese werden zwei- bis dreimal geprobt, bevor die Kamera mitläuft. „Achtung Auto! Die Straße ist kurz offen“, ruft jemand von der Seite. Immer wieder verzögert sich der Dreh. Da heißt es: „Kein Bild, bitte die Straße freimachen“, während die ersten Autofahrer*innen anfangen zu hupen.

Auch wenn es hier nicht so wirkt, seien die Leipziger*innen sehr verständnisvoll und offen für Dreharbeiten, meint Produzentin Tanya Momella Mallory. Sie betreut den Dreh von der Vorbereitung bis zur Fertigstellung. „Es erstaunt mich immer wieder, wie viele Menschen ihre privaten Wohnungen zur Verfügung stellen wollen.“ Beim nächsten Versuch der Drehprobe macht die Sonne einen Strich durch die Rechnung. Wenn sie zu sehr scheint, reflektiert das helle Gebäude und das Bild wird überbelichtet.

Es werden immer vier Folgen am Stück gedreht. Eine Folge von 45 Minuten brauche siebeneinhalb Tage im Dreh und insgesamt zehn bis zwölf Tage bis sie fertig ist, berichtet Mallory. Die Sonne ist weg und es soll endlich weitergehen, doch der Kofferraum will nicht aufgehen. Lachend dreht Darstellerin Melanie Marschke sich um und setzt sich zum mittlerweile fünften Mal in den schwarzen BMW. Auch wenn die Kamera noch nicht läuft – auch die Probe soll fehlerlos sein. Trotz des frischen Windes ist die Stimmung gut. Das Team scherzt miteinander und wirkt vertraut. Regisseurin Franziska Jahn ruft stolz in die Runde: „Ich fand uns gut!“

Junges Blut

Von der herzlichen Stimmung am Set und zwischen den Kolleg*innen schwärmt auch Amy Mußul. Die 27-Jährige ist neu im Ermittlerteam. Seitdem Nilam Farooq Anfang 2019 das Quartett verlassen hat, arbeitet Mußul mit Melanie Marschke, Marco Girnth und Steffen Schroeder zusammen an Kriminalfällen. Um sich auf die Rolle vorzubereiten, hat Mußul Schießtraining absolviert. In ihrer Garderobe liegt eine Waffe auf einem IKEA-Couchtisch. Sie fühlt sich erstaunlich schwer und kalt an. Erschreckend echt sieht sie aus. Mußul hat immer noch sehr viel Respekt vor dem Umgang mit der Pistolenrequisite. „Es bleibt eine Waffe. Ich mag das gar nicht, wenn man da am Set mit rumspielt. Der Spielpartner muss sich immer sicher fühlen, deshalb bekommen wir auch immer gezeigt, dass die Waffe leer ist“, betont sie. In der Serie geht Mußul als junge Kriminalkommissarin Kim Nowak geübt mit der Waffe um. Auch wenn sie am Anfang von den Kolleg*innen unterschätzt wird, kommt Nowak schnell im Team an. Auf Grund des Alters unterschätzt zu werden, kann auch etwas Positives haben, meint Mußul. Jemand, der frisch aus der Ausbildung kommt, sei vielleicht sogar geschulter als jemand, der nur am Schreibtisch sitzt und im Alltagstrott versunken ist, heißt es bei ihr im Bezug auf ihre Rolle als junge Beamtin. Mußul selbst hat an der Potsdamer Hochschule für Film und Fernsehen studiert, bevor diese 2014 in Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf umbenannt wurde. Bereits seit ihrer Kindheit steht sie vor der Kamera. Zuletzt war die Berlinerin in Produktionen wie Sense8 und in der ersten Staffel der ARD-Serie Charité zu sehen.

Als bei SOKO Leipzig die Rolle frei wurde, nahm sie an einem Casting teil. „Von Beginn an habe ich mich sehr wohl gefühlt“, erinnert sich Mußul. Eingekuschelt in eine Decke erzählt sie in einer Drehpause von den Anfängen: „Ich hatte Lust auf die Zusammenarbeit mit den Kollegen, das hat einfach gut harmoniert. Alle haben mich herzlich und offen empfangen. Dieses Gefühl muss man hier auch haben. Man dreht schließlich über eine längere Phase zusammen und Arbeitszeit ist ja auch Lebenszeit. Wir verstehen uns alle, auch privat, super und es gibt immer was zu Lachen.“

Lügenfernsehen

Mittlerweile wurden 18 Staffeln ausgestrahlt. Die Schauspieler*innen Melanie Marschke und Marco Girnth sind von Anfang an dabei. Mußul meint, manchmal kämen Fans extra ans Set, um einen Blick auf die Fernsehkommisar*innen zu erhaschen, aber das sei auch klar, wenn man 20 Jahre über den Bildschirm von Menschen flimmert. Sich selbst im Fernsehen zu sehen, sei sie zwar gewohnt, findet es aber trotzdem komisch, da man einfach nie zufrieden mit sich sei.

„Mittag!“, ertönt es vom Gang, schnell herrscht vor dem Catering-Wagen allgemeines Gewusel. Anders als es Polizeiserien vermitteln, gibt es statt Currywurst und Pommes Kartoffeln mit Gemüsebratling und Salat. Fragen wie „Hast du deine Waffe?“ wirken am Set seltsam normal und auch an die vielen Statist*innen in Uniform gewöhnt man sich. „An einem Tag wie heute arbeiten 30 bis 40 Leute am Set. Hier in Leipzig haben wir unsere eigene kleine Produktionsstraße“, erzählt Produzentin Mallory beim Mittagessen. So könne man schnell reagieren und Dinge in der Serie nachträglich ändern. Die Cutter sitzen im oberen Teil des Gebäudes bei den anderen Büros. Im unteren Teil ist das Set. Da wird auch mal im Konferenzraum mit Heilerde und Pinseln eine Grabungsstätte auf Sizilien nachgestellt. „Wir lügen uns das alles zurecht“, meint Mallory schmunzelnd. Glaubwürdigkeit spielt eine wichtige Rolle und auch wenn die Handlungen frei erfunden sind, so seien sie doch auch inspiriert von dem, was man in der Zeitung lesen kann, betont Mallory.

Als Vorbereitung auf ihre Rolle sprach Mußul mit einer echten Polizistin über SOKO Leipzig und sagt zur Glaubhaftigkeit: „Ich glaube, es ist bei uns schon oft nah dran an der Realität. Es gibt bestimmt auch Momente, in denen echte Polizisten sagen würden, das sei totaler Quatsch. Aber dafür ist es ja auch Film.“ Geht man durch das Set der angeblichen Sonderkommission der Polizei, kann man sich vorstellen, wie im Vernehmungsraum ein*e Verdächtige*r befragt wird und die Kommissar*innen sich am Kaffeeautomat etwas zu trinken holen. Aber der funktioniere gar nicht, merkt Mallory an. In einer älteren Version dieses Kaffeeautomaten habe jemand sitzen können, der dann manuell Kaffee eingeschenkt hat. Eine echte Kaffeemaschine wäre viel zu laut beim Dreh. Und so hausen in der Zelle auch keine Verbrecher*innen, sondern nur Requisiten und in der Asservatenkammer liegen keine Drogen oder Waffen, sondern die führt Tür ins Nichts.

400 Leichen

Das Set wirkt oft wie ein Ameisenhaufen, doch es habe alles seine Ordnung, meint Mußul und zeigt ihren Tagesplan, den sie für jeden Drehtag bekommt. Zwar läuft nicht immer alles perfekt, aber die Stimmung bleibt gut. Alles scheint eingespielt, aber anders könnte eine Serie zur wöchentlichen Ausstrahlung über so eine lange Zeit wohl auch nicht produziert werden. In 400 Folgen gab es circa 3.000 Drehtage und etwa 400 Mordfälle und Tote. Am Ende eines Drehtages wird aus der „Staatsanwaltschaft Leipzig“ wieder das Gebäude der UFA und alle falschen Schilder werden abgenommen. Wahrscheinlich dreht das Team morgen irgendwo in Leipzig weiter, bis dahin steht der Truck mit dem Logo vor der Tür und die falschen Waffen kommen in die Kostümabteilung statt in den Safe.

Pia Benthin

...im Ermittlerteam um Melanie Marschke (links).

MELDUNGEN

Seenotrettung

Der Stadtrat hat am 13. März beschlossen, jährlich bis zu 100 aus dem Mittelmeer gerettete Geflüchtete zusätzlich in Leipzig aufzunehmen. Oberbürgermeister Burkhard Jung (SPD) will sich nun bei der Landesregierung dafür einsetzen, die Bundesregierung dazu aufzufordern, eine entsprechende Erklärung abzugeben. Der Ursprungsantrag kam von der Linksfraktion. Stadträtin Juliane Nagel (Die LINKE) sieht in dieser Entscheidung einen wichtigen Appell an die humanitären Werte Europas, betont aber auch, dass sie eine Obergrenze von 100 Personen ablehne. Die CDU und die AfD stimmten gegen den Antrag. In einem Änderungsantrag, sprach sich die CDU dafür aus, stattdessen Geflüchtete aus Venezuela aufzunehmen. Dieser Antrag wurde abgelehnt.

Gefahrenzone

Die innere Jahnallee zwischen Leibnizstraße und Waldplatz ist seit dem 15. März vierspurig befahrbar. Parken ist dort nur noch für Anlieferer und auch für diese zeitlich begrenzt erlaubt. Das Tempolimit wird auf 30 Kilometer pro Stunde gesenkt. Die Änderungen basieren auf einem Beschluss der Stadt, nachdem sämtliche Bürgervereine eine Verbesserung der Sicherheit gefordert hatten. Volker Holzendorf von den Fahrradfreunden Leipzig kritisiert die Entscheidung, da sie den Radverkehr vernachlässige und gefährliche Überholmanöver provoziere. Tino Supplies vom Umweltbund Ökolöwe wünscht sich „sinnvolle Varianten für eine sichere und attraktive Jahnallee vor Ort, bevor noch weitere schlimme Unfälle passieren“.

Masterplan

Die Stadt Leipzig hat Ende Februar zur öffentlichen Beteiligung am Masterplan Grün aufgerufen. Dessen Ziel ist es, für die Zukunft einen Leitfaden zu erstellen, der Orientierung für die Erhaltung und Förderung der Leipziger Gewässer und Grünflächen bietet. Rüdiger Dittmar, Leiter des Amtes für Stadtgrün und Gewässer, ruft alle Bürger*innen dazu auf, sich aktiv an diesem Prozess zu beteiligen. Dies ermöglicht eine Online-Umfrage der Stadt, die bis zum 31. Mai läuft. Parallel dazu wird es Mitmachaktionen geben. Erste Ergebnisse der Befragung können am 10. April ab 18 Uhr im Oberlichtsaal der Stadtbibliothek bei einem Bürgerforum diskutiert werden.

Maren Schleimer

Stadtplanung wider die Natur

Diskussion um die Bebauung des Wilhelm-Leuschner-Platzes

Leipzig wächst und damit schrumpfen seine Baulücken. Die mit Abstand größte im Stadtzentrum ist der Wilhelm-Leuschner-Platz, der sich südlich der Innenstadt erstreckt. Im Verhältnis zu seiner zentralen Lage ist die weitläufige Fläche auffallend wenig gestaltet. Während die Westhälfte mit kahlem Asphalt trotzt, ist die Osthälfte teils verwildert, teils Parkplatz.

Zuletzt wurde nun vermehrt über die Neubebauung der Fläche gesprochen, da im Südosten bis 2022 das Institut für Länderkunde (IfL), das bislang in Paunsdorf zu finden ist, eine neue Heimat bekommen soll. Das zuständige Architektenbüro Henchion + Reuter geht von 34,5 Millionen Euro Baukosten aus. Mit über 150 Angestellten soll das IfL den Neubau beziehen, der sich mit seiner „extensiv begrünten Warmdachkonstruktion“ auch ökologisch vorbildlich zu präsentieren versucht.

Dass diese Darstellung nicht überall Anklang findet, wurde bei der Ausstellung der Entwürfe am 19. Februar klar. An diesem Tag rief der Naturschutzbund (NABU) Leipzig, unterstützt vom BUND Leipzig und den Grünen, zu einer Demonstration auf, um die „Vernichtung von Lebensraum“ anzuprangern. Regionalvorsitzender

Um diese Fläche herrscht rege Diskussion. Foto: Benjamin Sasse

René Sievert findet es „nachvollziehbar, dass eine Lücke geschlossen werden soll. Aber man müsste solche Projekte grundsätzlich nachhaltiger umsetzen.“ Der Leuschnerplatz sei nur ein besonders gutes Beispiel, da „die Artenvielfalt dort viel höher als im Umfeld ist“, wie der Verein in einem umfangreichen Positionspapier anhand des Vogelbestandes belegt hat.

Manch einer mag bei diesen Beschwerden auf die Parkflächen verweisen, die in Leipzig vorhanden sind. Als Ausweichflächen seien diese aber nicht geeignet, da sie Sievert zufolge „ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse von Tier- und Pflanzenwelt“ gepflegt werden. „Fassaden- und Dachbegrünung ist schon mal besser als Flachbauten ohne dergleichen“, gesteht Sievert zu, aber als echten Ausgleich brauche es hohe, dichte Gebüsche als Unterschlupf, ferner Sandstellen, Laub und Blühwiesen. All diese Faktoren seien in den letzten Jahren zurückgedrängt worden.

Dabei seien angesichts der Attraktivität der Baufläche sicherlich auch höhere Anforderungen möglich gewesen, meint Sievert und betont, dass der NABU frühzeitig den Dialog mit den Behörden gesucht und auch „einige Zusicherungen“ erhalten habe, doch „schlägt sich das nicht in der Praxis nieder“. Naturschutzrichtlinien erfülle die Stadtverwaltung nur bis zum Minimum, zum Teil nicht einmal das. Verstöße seien dann aber oft schwierig zu belegen, Verfahren würden häufig eingestellt und Ausnahmegenehmigungen freigiebig erteilt. Der NABU, der mit anderen Umweltverbänden eine Petition gegen die Baupläne organisiert, sieht als Grundproblem die zu späte Einbeziehung der Bürger an: „In dem Moment, wo der Gewinnerentwurf vorgestellt wird, ist es eigentlich schon zu spät“, doch sei dies „das Einzige, auf das sich die Stadt in der Regel einlässt.“ Dabei habe gerade das Beispiel Stuttgart 21 die Grenzen dieser Politik gezeigt.

Rückmeldungen aus der Politik sind bislang rar. Lediglich die SPD-Fraktion hat im Februar die Unterstützung der Grünen für die Umweltverbände in einer Pressemitteilung als inkonsequent kritisiert, da die Partei frühere Planungsgrundlagen mitgetragen habe. Passenderweise aber will sich die Stadt derzeit im Rahmen ihres Masterplan Grün stärker mit der sozialen und ökologischen Bedeutung ihrer Grünflächen und Gewässer befassen (Online-Umfrage bis Ende Mai). Wenn das keine Chance für Bürgerbeteiligung ist.

Benjamin Sasse

Stadtgeschichten

Das Ephraim-Carlebach-Haus

Bereits hinter den Stufen zum großen Eingangsportal und bis in das Foyer hinein erstrecken sich die rotbraunen Fliesen, die zusammen viele sechseckige Sterne – Davidssterne – bilden. Wem die Gedenktafel an der Außenfassade des Hauses aufgefallen ist, weiß, was es damit auf sich hat. Wo sich heute die Deutsche Zentralbücherei für Blinde (DZB) befindet, gründete 1912 der Rabbiner Ephraim Carlebach die Höhere Israelitische Schule, die erste jüdische Schule in Sachsen und somit die einzige, die jüdische Feiertage und Schulfächer berücksichtigte Anfangs eine Ausbildungsstätte für ein Drittel der jüdischen Schüler*innen in Leipzig, war es später für viele die letzte Station vor der Verhaftung und Verschleppung.

23 Jahre vergingen, dann bestimmte der Aufstieg der Nationalsozialisten über das Schicksal der Schule: Nach zahlreichen Versuchen, ihn aus dem Amt zu drängen, trat Carlebach 1935 aus „gesundheitlichen Gründen“ als Direktor zurück. Er emigrierte ein Jahr später nach Palästina, wo er kurz darauf starb.

In der Pogromnacht am 9. November 1938 konnte das Personal die totale Zerstörung der Schule verhindern. Doch sie platzte aus allen Nähten: Durch die Rassengesetze durften jüdische Schüler*innen nicht mehr an sogenannten „arischen“ Schulen lernen. Die Turnhalle wurde zum Notquartier für aus Karlsruhe und Trier geflüchtete jüdische Personen umfunktioniert und nach der Schließung des letzten Geschäftes, in dem sie noch einkaufen durften, wurde eine Notverkaufsstelle eingerichtet. Die aus ihren Wohnungen vertriebenen jüdischen Bürger*innen fanden Zuflucht in der Carlebach-Schule, die 1939 eins von 47 „Judenhäusern“ in Leipzig war. 206 Personen lebten dort auf engstem Raum zusammen. Im Juni 1942 erfolgte die Schließung aller jüdischen Schulen, das Gebäude in der Gustav-Adolf-Straße 7 wurde 1943 beschlagnahmt und durch Bombardements schwer beschädigt.

Auch der Standort der DZB im Druckhaus Klepzig im Leipziger Täubchenweg wurde dabei vernichtet. 1954 zog sie in das rekonstruierte Haus der ehemaligen Carlebach-Schule. Seither produziert, verleiht und verkauft die DZB hier unter anderem Braille- und Hörbücher. Sie wurde 1894 gegründet und ist die älteste öffentliche Blindenbücherei Deutschlands. Zu Ehren seines Bauherrn wurde das Haus 2008 in „Ephraim-Carlebach-Haus“ umbenannt. Der Name, eine Ausstellung und die Fliesen im Foyer erinnern heute an die Schule von damals.

Sophie Goldau

Früher jüdische Schule, heute Blindenbücherei Foto: sg

„Man kommt jedes Mal in Erklärungsnot“

Bloggerin Nhi Le über die #vonhier-Debatte auf Twitter und Rassismus im Alltag

Nhi Le nennt sich selbst „Bloggerin, Speakerin und Moderatorin“ und studiert Global Mass Communication an der Universität Leipzig. Auf Podiumsdiskussionen, in Workshops, als freie Journalistin und auf ihrem Blog beschäftigt sie sich unter anderem mit Feminismus, Sexismus und Rassismus. Auch in ihrem Alltag begegnen ihr diese Themen immer wieder. student!-Redakteurin Hanna Lohoff hat mit ihr über die aktuelle #vonhier-Debatte auf Twitter sowie Alltagsrassismus in Deutschland und den USA gesprochen.

„Dass es Alltagssexismus und -rassismus gibt, steht nicht zur Debatte.“ Foto: Nina Lischke

student!: Unter dem Hashtag #vonhier wird momentan auf Twitter über Alltagsrassismus diskutiert. Auch du hast dich an der aktuellen Diskussion beteiligt, bloggst aber schon seit Jahren über dieses Tema. Hast du das Gefühl, dass die Diskussion durch den Hashtag neue Aufmerksamkeit bekommt?

Nhi Le: Ja, dieser Hashtag gibt dem Thema Alltagsrassismus mehr Sichtbarkeit und Öffentlichkeit. Denn wenn es einen Hashtag zu einem bestimmten Thema gibt, ermutigt das die Leute, ihre eigenen Erlebnisse zu teilen. Schreibt man nur vereinzelt darüber, dann hat das nicht so eine große Wirkungskraft, als wenn viele Personen laut werden. Wenn man merkt, dass so viele andere Menschen das Gleiche durchmachen, fasst man den Mut, sich selbst dazu zu äußern. Deswegen würde ich auf jeden Fall sagen, dass es bereits viel Aufmerksamkeit gegeben hat.

Es gibt viel Gegenwind in der Diskussion. Einige Menschen sehen es nicht ein, Gespräche, in denen es um die Herkunft von Personen geht, als rassistisch zu bezeichnen, sondern sprechen von „Neugier“. Was entgegnest du ihnen?

Bei der Frage „Wo kommst du wirklich her?“ schwingt ziemlich viel mit. Da ist die Unterstellung, dass man gar nicht deutsch sein kann und der Mechanismus, dass man immer als anders gesehen wird und anders gemacht wird. Es bleibt ja dann meist nicht bei der Frage. Wenn man dann zum Beispiel antwortet „Ich komme aus Leipzig“, stellt das die Leute nicht zufrieden. Das Rassistische daran ist, dass man sich so lang nicht mit einer Antwort zufriedengibt, bis man dieses vermeintlich Nicht-Deutsche, dieses Anderssein, erbohrt hat. Erst dann wird eventuell lockergelassen. Einerseits ist es Tatsache, dass man seinem Gegenüber gar nicht zugesteht, dass dieses deutsch sein kann – aufgrund des Namens oder des Aussehens. Oft schwingt auch Aggression mit. Leute, die immer wieder nachhaken und nachbohren, merken häufig gar nicht, dass sie mit einer Vehemenz auftreten, die so wirkt, als hätten sie ein Recht darauf, alles über die Biografie des anderen zu erfahren. Das überschreitet Grenzen. Es ist ja nicht gegeben, dass das Gegenüber darauf antworten möchte. Es ist eben ein sehr privates Thema. Ich würde auch nicht erzählen, was die drei Familiengenerationen vor mir gemacht haben, wenn ich eine Person gerade erst kennenlerne.

Hast du persönlich in dieser Hinsicht schon negative Erfahrungen gemacht?

Ich glaube, ich habe mehr Erfahrungen damit gemacht, als mir lieb ist – in den verschiedensten Ausprägungen. Das zieht sich auch durch meine schreibenden Tätigkeiten. Ich habe das in Tweets, Slam- und Blogbeiträgen, also auf verschiedenen Wegen, verarbeitet. Denn wenn einem diese Frage einmal gestellt wird, kann man das noch wegstecken. Aber es passiert immer und immer wieder. Das ist es auch, was das Ganze so nervig macht. Oft nimmt das Gegenüber darauf gar keine Rücksicht. Es ist so, als würde man jedes Mal wieder in Erklärungsnot kommen und in eine Jetzt-Rechtfertige-Dich-Mal-Position gedrängt werden.

Die #vonhier-Debatte ist noch relativ jung und das Ausmaß davon, wie viel sie im Bewusstsein und im Diskurs über Rassismus verändern wird, lässt sich schwer einschätzen. Bei anderen Themen wie Feminismus und Sexismus gab es in der Vergangenheit Hashtag-Debatten von enormem Ausmaß – das berühmteste Beispiel ist #MeToo. Denkst du, dass Soziale Medien ein guter Anstoß für Diskussionen sind und einen geeigneten Ort der Debattenführung darstellen?

Ich denke, dass Hashtags und Soziale Medien eine gute Möglichkeit sind, eine Debatte anzustoßen. Aber dauerhaft sollte man Diskussionen nicht nur im Internet führen. Wir wissen ja alle, dass dort viele menschenverachtende Phänomene häufig auftreten und dass die Debattenkultur im Netz sehr vergiftet ist – da muss man sich nur mal die Kommentarspalte der LVZ ansehen, obwohl das ein sehr extremes Beispiel ist. Die Zugänglichkeit und Niedrigschwelligkeit der Art und Weise, wie man sich im Internet äußern kann, ermutigt viele Leute. Man muss also nicht unbedingt Redakteurin oder Redakteur einer Zeitung sein, sondern kann sich bei Twitter anmelden und dort über seine eigenen Erfahrungen schreiben. Von daher ist es schon gut und wichtig, Debatten anzustoßen, aber langfristig können gesellschaftliche Debatten nicht nur im Netz geführt werden.

Du bist erst kürzlich von einem Studienaufenthalt in Ohio in den USA zurückgekehrt. Konntest du bezogen auf Rassismus im Alltag einen Unterschied feststellen?

Ich war schon vorher in den USA und kenne verschiedene Teile des Landes. Nun habe ich ein Mastersemester dort studiert. Ich war in einer sehr kleinen Universitätsstadt in Ohio, im mittleren Westen und sehr ländlich. Dennoch wohnen in der Stadt einige internationale Leute. Ich wurde dort natürlich auch gefragt, wo ich herkomme. Dann habe ich gesagt, dass ich aus Deutschland bin und dann war’s das. In Deutschland wäre dann direkt wieder gekommen: „Das meine ich gar nicht. Wo kommst du denn wirklich her?“ Da kann man dann wie bei einem Flussdiagramm 15 weitere Fragen hinterherschieben, die garantiert gestellt werden. In Ohio hat man sich einfach mit meiner Antwort zufriedengegeben.

Wie schätzt du die Debatte über Themen wie Feminismus und Sexismus in den USA im Vergleich zu Deutschland ein?

Ich wurde in den sieben Monaten Aufenthalt zum Beispiel nie gecatcallt *(anzügliches Pfeifen oder Hinterherrufen auf der Straße, Anm. d Red.)* oder auf der Straße belästigt. Das bedeutet nicht, dass es in dem Land keinen Sexismus gibt. Das war einfach nur eine sehr erleichternde Erfahrung für mich. Die USA sind nicht frei davon, aber dort erkennt man im öffentlichen Diskurs an, dass es Probleme gibt. Dass es Alltagssexismus und -rassismus gibt, steht nicht zur Debatte. Das ist so. Und man muss eben weiter daran arbeiten. Ich denke, dass man hier in Deutschland viel mehr aufarbeiten muss. Hier spricht man zum Beispiel immer noch von der MeToo-Debatte und nicht von einer Bewegung. Und in einer Stadt wie Leipzig wird nicht eingesehen, dass es Alltagsrassismus gibt. Leipzig wird von vielen immer als eine sehr weltoffene Stadt gesehen und gilt ein bisschen als das Paradies in Sachsen, aber das ist es nicht. Es ist hier vielleicht nicht so schlimm wie in Chemnitz oder Dresden, aber es ist alles andere als weltoffen. Ich habe das Gefühl, dass sich die Leute seit Legida mehr trauen und auch auf offener Straße rassistische Dinge rufen.

Denkst du also, dass das Rassismusproblem in Ostdeutschland, speziell in Sachsen, besonders stark ist?

Ich finde auf jeden Fall, dass Alltagsrassismus in Sachsen beziehungsweise in Ostdeutschland nochmal krasser ist. Es ist aber falsch zu sagen, nur der Osten habe Probleme, denn das stimmt nicht. Wenn ein Land ein Rassismusproblem hat, dann nicht nur an einem bestimmten Ort. Aber in Ostdeutschland ist es eben besonders heftig und auch speziell in Sachsen. Es ist eigentlich etwas ironisch, denn gerade im Osten von Deutschland gibt es nicht besonders viele ausländische Menschen und es gibt auch vergleichsweise wenige nicht-weiße Deutsche. Dennoch ist der Rassismus gegen diese wenigen Leute viel stärker. Im Hinblick auf die Landtagswahl, die wahrscheinlich recht erschreckend ausfallen wird, ist es in diesem Jahr besonders wichtig, Leute zu mobilisieren, Initiativen gegen rechts und andere zivilcouragierte Organisationen zu unterstützen.

Wie kannst du mit deiner Arbeit die Debatten rund um Sexismus und Rassismus antreiben?

Ich versuche, auf verschiedene Art und Weise in meinen Projekten für die Themen Alltagsrassismus und -sexismus zu sensibilisieren. Als Bloggerin habe ich einfach so angefangen, darüber zu schreiben und das findet auch immer noch nebenbei statt, jedoch eher als Hobby. Als Speakerin bin ich bei Podiumsdiskussionen, gebe Vorträge und leite Workshops zu den Themen – momentan meistens zu Feminismus und Medienkultur. Ich arbeite auch als freie Journalistin.

Was ist dein aktuelles Projekt?

Mein aktuelles Projekt heißt Masterarbeit. Ich habe schon im Bachelor angefangen, mich neben meinem Studium selbstständig zu machen, aber bei all der Arbeit darf ich nicht vergessen, dass ich vorrangig Studentin bin. In meiner Forschung beschäftige ich mich auch mit feministischen und medienkulturellen Themen. In meiner Masterarbeit wird es zum Beispiel um Diffamierungs-, Hass- und Traumaerfahrungen gehen, die Journalistinnen online gemacht haben.

Zwischen Schutz und Einschränkungen

Ein Abriss des neuen sächsischen Polizeigesetzes

Seit vergangenem Jahr arbeitet die sächsische Landesregierung an einem Gesetzesentwurf, der die Befugnisse der sächsischen Polizist*innen erweitern soll: Geplant sind unter anderem eine Ausweitung von Telekommunikations- und Videoüberwachung, die Aufrüstung von Spezialeinheiten und die Legalisierung der elektronischen Fußfessel für sogenannte Gefährder*innen. Außerdem sollen an Autobahnen die Nummernschilder aller vorbeifahrenden Autos mit Ort, Datum, Uhrzeit und Fahrtrichtung erfasst werden und bei Bedarf soll ein Abgleich per Gesichtserkennung erfolgen. Unter Umständen dürften sich auch Journalist*innen sich nicht weiter auf ihr Berufsgeheimnis berufen, um die Preisgabe der Identität von Informant*innen zu verweigern.

Kritiker*innen zufolge sind die geplanten Neuerungen verfassungswidrig und greifen in die Grundrechte der deutschen Bevölkerung ein. Das landesweite Bündnis „Polizeigesetz stoppen!“ und das parteiunabhängige Bündnis „Sachsens Demokratie“ lehnen daher die Gesetzesnovelle ab. Unter dem Hashtag #NoPolG und durch öffentliche Demonstrationen unter dem Motto „Grundrechte verteidigen

Kennt dich dank Gesichtserkennung persönlich **Foto: la**

– soziale Sicherheit schaffen“ wollen die Bündnisse das Vorhaben stoppen. Ihre Kritik zielt besonders auf die Verschärfung der Gesetze zur Ausweitung der Videoüberwachung mit Gesichtserkennung, die Einführung präventiver Telekommunikationsüberwachung und die Abschwächung des Schutzes von Berufsgeheimnisträger*innen ab. Diese Neuerungen würden, so die Kritik, den Freistaat Sachsen in einen Überwachungsstaat verwandeln und das Recht auf informationelle Selbstbestimmung einschränken.

Auch der Deutsche Journalisten-Verband Sachsen äußert sich in einer Stellungnahme kritisch gegenüber den geplanten Polizeirechten. Die wichtigste Aufgabe der Journalist*innen – den Meinungsbildungsprozess zu fördern und Missstände an die Öffentlichkeit zu tragen – sei massiv gefährdet. Eine grundrechtlich geschützte Presse- und Rundfunkfreiheit könne nicht bestehen, wo die ungehinderte Informationsbeschaffung und die vertrauliche Kommunikation der Medien insbesondere mit Informant*innen nicht mehr möglich sind.

Die CDU weist darauf hin, dass das neue Polizeigesetz von juristischer Seite umfassend geprüft worden sei. Michael Weickert von der CDU Leipzig betont, dass „neue Bedrohungslagen durch Terrorismus und eine immer bessere Infrastruktur der organisierten Kriminalität neue Maßnahmen erfordern. Der Staat muss diesen neuen Bedrohungslagen effektiv und modern ausgestattet entgegentreten.“ Außerdem hätten Bürger*innen das Recht, vor Kriminellen geschützt zu werden. Nach Weickert gilt „Opferschutz vor Täterschutz“.

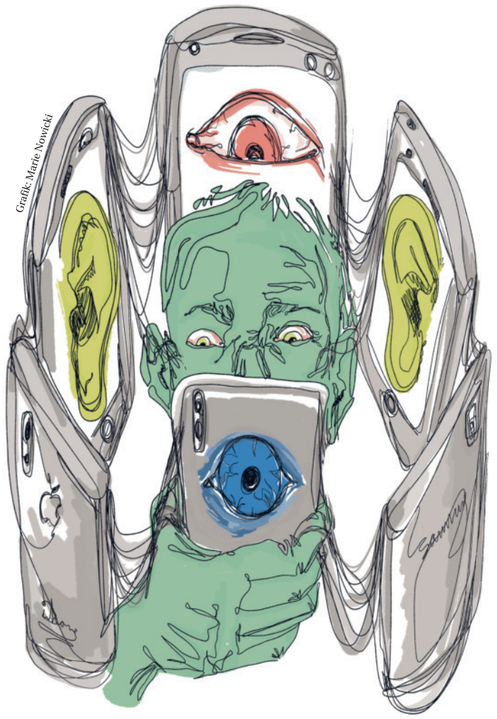
Einen Aspekt des neuen Polizeigesetzes sieht die Opposition im Landtag als besonders kritisch an: Die Überwachung durch Bodycams mit biometrischer Gesichtserkennung. Juliane Nagel, Parteimitglied der Linken, beschreibt den Einsatz von Bodycams als „Tabubruch“ und „Zerstörung der Freiheit, sich in der Öffentlichkeit anonym zu bewegen“.

Nach Informationen des MDR wurde beim letzten Anhörungsverfahren die Einführung der Bodycams nicht berücksichtigt und werde in einer folgenden Anhörung weiter diskutiert. Somit verschiebt sich die Abstimmung über das neue Polizeigesetz im sächsischen Landtag auf Ende April. Weickert ist sich dennoch sicher: „Die Bodycam kommt!“

Laura Camboni

DATEN SCHUTZ

Während wir in sozialen Netzwerken immer mehr von uns preisgeben, drängt ein Bundesland nach dem anderen im Namen der Sicherheit auf erweiterte Überwachungsmaßnahmen. Wie aber nutzen Unternehmen unsere Daten? Und was genau bedeuten die geplanten Gesetze?



Grafik: Marie Nowicki

Facebook gefällt das

Was mit unseren Daten auf Facebook passiert

Wie oft stalkst du deine*n Ex auf Social Media? Für wen stimmst du bei der nächsten Wahl? Planst du, schwanger zu werden? Durch die Spuren, die wir täglich im Internet hinterlassen, wissen Unternehmen wie Facebook oft all das. Klicks, Kommentare, Suchverläufe – durch Aktivitäten werden personenbezogene Daten wie Alter und Geschlecht, Bankinformationen, sexuelle Orientierung sowie politische und religiöse Einstellungen einer Person gesammelt. Die Datenschutz-Grundverordnung setzt aber Grenzen. So muss etwa der Verarbeitung personenbezogener Daten ein bestimmter Zweck zugrunde liegen, andernfalls muss das Unternehmen sie löschen.

Martin Schemm, Pressereferent der Hamburger Datenschutzbehörde, gibt Auskunft darüber, was mit unseren Daten passiert: „Facebook versucht, über jedes Mitglied ein umfangreiches Profil zu erstellen und die dahinterstehende Person transparent und berechenbar zu machen.“ Auf dieser Basis könne dann erfolgreich Werbung verkauft werden. Dabei seien Likes heute kaum noch relevant, viel wichtiger sei, wie oft ein Mitglied auf andere Profile klickt und wie lange es dort verweilt. „So wird ein immer schärfer werdendes Bild der Persönlichkeit, der Interessen und des sozialen Umfeldes erstellt“, erklärt Schemm. „Es gibt keine Software zum Nulltarif. Der Nutzer bezahlt mit seinen Daten“, betont auch Andreas Schneider von der Datenschutzbehörde Sachsen.

Auf diese App sollte man besser verzichen. **Foto: sg**

Nachdem Facebook vor einigen Jahren WhatsApp übernommen hat, wurde vor kurzem bekannt, dass nun die Datenströme vereint werden sollen. Scheff kritisiert dieses Vorhaben: „Es würde eine weltweit einzigartige, sehr umfassende Datensammlung über einen großen Teil der Menschheit entstehen.“ Facebook könnte noch umfangreichere Personenprofile erstellen und gezielter Werbung schalten. Das Bundeskartellamt hat angekündigt, das Vorhaben zu verbieten.

Dabei hat jede*r Einzelne die Möglichkeit, verantwortungsvoller mit den eigenen Daten umzugehen. Zunächst kann man auf Facebook und WhatsApp den persönlichen Datensatz herunterladen und so einsehen, welche Daten überhaupt gespeichert werden. Zudem können Mitglieder in den Einstellungen für Werbeanzeigen entscheiden, ob sie personalisierte Werbung zulassen. Der nächste Schritt: „Datensparsamkeit üben“, sagt Stemm. Er rät dazu, sich nie über Facebook auf externen Webseiten anzumelden, auf die Facebook-App zu verzichten und bei der Nutzung der mobilen Facebook-Oberfläche einen eigenen Webbrowser zu verwenden, da Facebook zum Beispiel über Like-Buttons auf externen Webseiten weitere Informationen sammeln könne. Wem das zu aufwendig ist, der solle einfach mal ausschalten und statt dem Netzwerk lieber echten Menschen von sich selbst erzählen. Und Ausloggen nicht vergessen.

Sophie Goldau

Ausgeleuchtet

In Leipzig wird eine Datenschutz-App entwickelt

Datenschutzerklärungen sind oft undeutlich formuliert und schwer zu verstehen. Forschende des Instituts für Informatik der Universität Leipzig arbeiten an der Entwicklung einer App, die diese für Nutzer*innen transparenter machen möchte. Aktuell wird die Anwendung auf die Richtlinien der DSGVO transferiert. student!-Redakteurin Leonie Asendorpf hat mit Andreas Niekler gesprochen, der als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Entwicklung der App beteiligt ist.

Andreas Niekler ist an der Entwicklung der App beteiligt. **Foto: la**

student!: Worauf zielt der geplante Datenschutzscanner ab?
Niekler: Der Datenschutzscanner ist eine technische Möglichkeit, Datenschutzerklärungen zu durchsuchen und mit musterbasierten Methoden so auszuwerten, dass man eine Übersicht über alle datenschutzrechtlich relevanten Informationen zusammengestellt bekommt. Das Endprodukt soll eine App sein. Man kann sich das so vorstellen: Ich habe einen Text, den ich eingebe und dieser Text wird automatisch mit Metadaten ausgestattet. Es wird nach Formulierungen und Bezeichnungen gesucht, die vage oder nicht konform sind. Wenn beispielsweise eine Taschenlampen-App mein Kontaktbuch anschauen will, dann ist das auffällig. Mit dem Datenschutzscanner wird dies transparent gemacht.

Wie genau funktioniert das System?
Die Technologie ist eine Kombination aus automatischer Klassifikation und einer Mustererkennung. Man kann also nach bestimmten Phrasen, wie Aufzählungen, die mit „zum Beispiel“ beginnen, suchen und dann sehen, dass diese ein Hinweis auf eine offene Liste von Erklärungen ist. „Zum Beispiel“ ist eine ungenaue Erklärung, da sie nicht abgeschlossen ist. Der Teil der automatischen Klassifikation nutzt die von uns entwickelten Kategoriensysteme. Die dazugehörigen Texte hinsichtlich der entwickelten Kategorien werden dann analysiert. Der automatische Klassifikationsmechanismus trainiert den Algorithmus auf die einzelnen Textbausteine.

Wie werden sich Nutzer*innen mit der geplanten App schützen können?
Wenn in der Erklärung einer App beispielsweise „Verarbeitung personenbezogener Daten“ steht, dann hat man als Nutzer keine Übersicht darüber, was diese Verarbeitung bedeutet. Die Daten können beispielsweise für personalisierte Werbung verwendet werden. Die geplante Anwendung soll dabei helfen, die Konsequenzen, die mit der Installation einer App einhergehen, schnell erfassen zu können, damit sich ein Nutzer leichter für oder gegen die Installation entscheiden kann.

Ihr Projekt soll darüber informieren, ob Apps ihre Versprechen halten. Wie prüfen Sie das?
Wenn man in der Datenschutzerklärung zum Beispiel nichts zu personenbezogenen Daten liest, aber dann ein „Zugriff auf ihr Telefonbuch erlauben?“ aufploppt, dann stimmt etwas nicht. Manche Apps haben nicht mal eine Datenschutzerklärung oder verwenden nur Standardformulierungen. Mit der Datenschutzscanner-App werden Datenschutzerklärungen analysiert und mit den Zugriffen, die eine App tatsächlich fordert, verglichen.

Wird die App kostenlos sein?
Hoffentlich, ja. Das Gesamtprojekt ist darauf ausgerichtet, dass eine Übersicht über datenschutzrechtliche Situationen für verschiedene Unternehmen interessant sein soll. Vielleicht gibt es auch eine Behörde, die sich für die App interessiert und sie übernehmen möchte.

Sicher surfen

Dass die Sicherheit der eigenen Daten im Internet nicht immer gewährleistet ist, wissen diejenigen am Besten, deren Facebook-Account schon mal selbstständig Links an „Freund*innen” bei Facebook geschickt hat, oder die eine solche Nachricht empfangen haben. Wie ihr euch ein Posting zur Entschuldigung oder noch schlimmere Konsequenzen ersparen könnt, erfahrt ihr hier.

Tschüss Google

Die kleinsten Schritte, die man in Richtung Datenschutz machen kann, sind die Nutzung von alternativen Suchmaschinen, wie zum Beispiel DuckDuckGo oder Startpage by ixquick. Außerdem kann man auf https-verschlüsselten Seiten surfen, Fake-Accounts ohne die Angabe von persönlichen Daten benutzen oder Tracking-Blocker verwenden. Diese sind als Add-Ons oder bereits integriert in manchen Browsern verfügbar.

Anonym mit VPN

Für noch mehr Sicherheit empfiehlt sich die Einrichtung eines Virtual Private Network (VPN). Hierbei werden die Daten nicht direkt an die Websites übermittelt, sondern über einen zwischengeschalteten Rechner. So werden sowohl die IP-Adresse, welche die Anbieter allerdings speichern müssen, um sie zum Beispiel Behörden auf Anfrage zu übermitteln, als auch der Standort verschleiert – allerdings nur, wenn man nicht parallel Facebook und Google verwendet.

Viele VPN-Dienste sind kostenlos. Die Sicherheit der kostenlosen VPN-Dienste ist jedoch fraglich: Die Unternehmen wollen Umsatz machen, weshalb VPN-Anbieter potenziell Werbung und sogar Malware auf den besuchten Websites schalten. Darüber hinaus könnten sie auch die ihnen anvertrauten Daten verkaufen.

Tor zur Freiheit

Die größte Anonymität bietet der Tor-Browser. Hier werden die Daten nicht direkt an die besuchten Webseiten übermittelt, sondern über drei weitere Rechner, die jeweils nur einen Teil der Anfrage verarbeiten. Tor verschleiert die IP-Adresse, verschlüsselt die Daten und wechselt zehnminütlich die zwischengeschalteten Computer.

Tor ist frei zugänglich und benutzer*innenfreundlich, muss jedoch auch richtig gehandhabt werden: Auch hier sollten Logins bei Facebook oder Google vermieden werden. Außerdem sollte man darauf achten, nur auf https-verschlüsselten Seiten zu surfen und nichts herunterzuladen, da der Download oft extern abläuft und die eigentliche IP-Adresse preisgeben kann. Vor gezielten Hackingangriffen schützt auch Tor nicht, stellt aber immerhin eine zusätzliche Hürde dar.

Maximilian Mitschke

„Man wird Teil des Werkes“

MdbK-Direktor Alfred Weidinger holt Yoko Ono nach Leipzig

Ab dem 4. April wird im Leipziger Museum der bildenden Künste (MdbK) die Ausstellung „PEACE is POWER“ von Yoko Ono zu sehen sein. Zusammen mit der Künstlerin konzipierte der Direktor des MdbK, Alfred Weidinger, ihre bisher größte Werkschau. student!-Redakteurin Pia Benthin traf den Österreicher Ende März.

Weidinger ist seit zwei Jahren Direktor des MdbK. Foto: pr

student!: Mit „PEACE is POWER” kommt die umfangreichste Werkschau von Yoko Ono nach Deutschland. Was ist das Besondere daran?

Weidinger: Diese Ausstellung gibt es nur bei uns. Die Retrospektive vor fünf Jahren in Frankfurt am Main ist weitergezogen nach Dänemark und Bilbao. Aber „PEACE is POWER“ haben Yoko Ono, Jon Hendricks und ich für Leipzig konzipiert. Es geht hier nicht um diesen Superlativ der Größe. Einzigartig sind eher die vielen partizipierenden Arbeiten. Das trifft auch das, was Yoko Ono will. Am Titel merkt man schon das Literarische.

Sie geht oft in die Abstraktion, um etwas klar zu machen. Wenn man sich darauf einlässt, dann wird es sicher eine sehr berührende Ausstellung. Man darf ja nicht vergessen, dass Yoko Ono 86 geworden ist. Man lebt ja nicht ewig. Wir hoffen, dass sie zur Eröffnung kommt und im Moment sieht es gut aus. Aber häufig wird sie nicht mehr kommen. Es ist eine Chance eine Ausstellung zu sehen, die ihre Handschrift trägt.

Was wird in der Ausstellung zu sehen sein?

Unser Leihgeber, die Faurschou Foundation aus Dänemark, besitzt einen großen Anteil an Arbeiten von Yoko Ono. So können wir Fluxus-Arbeiten aus den frühen 70er Jahren bis hin zum Zeitgenössischen, wie den Monumentalarbeiten, die wir aus Peking bekommen, zeigen. Die Fluxus-Arbeiten beinhalten die Reihe „Instructions for Paintings“. Dabei beschreibt Yoko Ono auf zehn bis 20 Seiten, was ein gutes Gemälde ausmacht. Das eigentliche Malen des Gemäldes ist damit überflüssig, weil sie es ja schon erklärt hat.

Diese Art von Konzeptkunst hat Yoko Ono schon früh geprägt. Ihre Werke sind auch immer von dialogischer Art. Bei fast 70 Prozent werden die Besucherinnen und Besucher dazu aufgefordert, mitzumachen. Durch die Interaktion wird man Teil des Werkes. Das beginnt automatisch durch Lesen oder Betrachten – ein spannendes Erlebnis, was Glücksmomente hervorruft. So etwas war bisher nicht zu sehen.

Wie kam die Ausstellung nach Leipzig?

Ich kenne Yoko Ono seit vielen Jahren. Als ich nach Leipzig gekommen bin, haben wir versucht, Alleinstellungsmerkmale in der Stadt und auch im Museum zu finden. Leipzig ist die Wiege des deutschen Frauenrechts. Da war relativ schnell klar, dass dies ein Ort ist, an dem starke Frauen gezeigt werden müssen. Im Moment haben wir eine Ausstellung von 28 Künstlerinnen, dem MalerinnenNetzWerk Berlin-Leipzig. Das sind nationale Positionen, die wir stärken wollen.

Aber es ist auch wichtig, Internationales dem gegenüber zu stellen. Nicht im Sinne einer Konkurrenz, sondern einer gegenseitigen Beeinflussung. Außerdem ist in der Kunst über die Jahre ein Vakuum entstanden, welches wir nun füllen wollen. Seit dem Mittelalter ist der Frauenanteil in Künstlerkreisen sehr gering, das sieht man auch in den Museen. Es ist nicht so, dass Museumskuratoren diese Frauen aberkennen. Im Gegenteil, man war immer froh, Künstlerinnen zu finden. In den Sammlungen existieren diese Werke nicht. Deshalb braucht es Initiativen wie das MalerinnenNetzWerk und Künstlerinnen wie Yoko Ono.

Wie kann man es vereinbaren, dass Künstler wie Gustav Klimt unter einem Dach mit Yoko Ono Platz finden?

Das ist der Architektur des Hauses geschuldet. Wir haben nicht eine Fläche von 200 Quadratmetern am Stück, sondern unterschiedliche Bereiche. In einem Raum ist man im Mittelalter, dann gehst du in eine der Terrassen und bist mit dem Dinosaurier von Edith Karlson konfrontiert. Das hätte man sich vor 20 Jahren nicht getraut. Aber wir sind im Denken und im Wahrnehmen viel schneller geworden. Deshalb ist der Aufbau des Museums auch extrem kontemporär. So kann man diese Unterschiede gut vereinbaren. Wenn Yoko Ono kommt, muss viel abgebaut werden. Da muss uns dann auch der Dino verlassen, er war wohl einer unserer größten Erfolge. Wir haben ein gemeinsames Depot mit dem Naturkundemuseum und planen eine Kooperation. Dann können wir ja ein Mammut ausstellen. *(lacht)*

Heimatkultur in neuem Zeitgeist

Leipziger Student produziert eigene sorbische Zeitschrift

Die Leipziger Universität bietet als einzige in Deutschland das Fach Sorabistik an. Sora-was? Die Sorben sind eine kleine Volksgruppe in Deutschland, die an der Grenze zu Polen lebt, grob gesagt: etwas nördlich von Cottbus bis etwas südlich von Bautzen. Weniger als die Hälfte der rund 60.000 Sorben spricht nach Schätzung des Sorbischen Institutes heute noch Sorbisch. Während des NS-Regimes waren Sprache und Kultur verboten, seit 1948 ist die Kultur verfassungsrechtlich geschützt.

Es gibt eine obersorbische Tages- und niedersorbische Wochenzeitung, einen Radiosender und wenige TV-Programme, seit 1912 den Dachverband Domowina aller sorbischen Vereine. Und seit Dezember 2018 die sorbische Zeitschrift „Njeknicomnik“, auf Deutsch „Nichtsnutz“. Die Idee dazu kam dem Sorabistikstudenten Max Baganz während einer Recherche zu sorbischer Kinder- und Jugendliteratur. Ihm fiel auf, dass es für Kinder recht viele Angebote gibt, „aber für Jugendliche und junge Erwachsene gibt es fast nichts, was auf breiter Basis anspricht.“ Der 23-Jährige hat sein Interesse für die sorbische Sprache und Kultur während seiner Abiturzeit entdeckt. „Wo ich herkomme, in der Niederlausitz, spricht keiner mehr Sorbisch. Viel von der Kultur ist in Vergessenheit geraten.“

Max Baganz erklärt sein sorbisches Magazin. Foto: Nina Lischke

Doch er fühlt sich seiner Heimat und ihrer Geschichte sehr verbunden und beschreibt sein Studium daher als „Herzensprojekt“. Im Studiengang Sorabistik bestehe die Mehrzahl der Studierenden aus Obersorben, die meisten dazu noch Muttersprachler. Max hat Niedersorbisch (auch Wendisch genannt) erlernt, allerdings erst während des Studiums. „Es ist eine anspruchsvolle Sprache. Ich würde sie als eine Brücke zwischen Deutsch und Slawisch bezeichnen. Ein Dozent meinte mal scherzhaft, mit Sorbisch könne man von Cottbus bis Wladiwostok *(russische Hafenstadt am Japanischen Meer, Anm. d. Red.)* kommen.“

Seine Zeitschrift sei hauptsächlich in Niedersorbisch verfasst, aber er hofft noch auf obersorbische Autoren, da der Njeknicomnik den Anspruch eines gesamtsorbischen Magazins habe. Beide Sprachen können sich teilweise verständigen, das Obersorbische ist aber dem Tschechischen und Slowakischen, das Niedersorbische dem Polnischen näher. Max möchte hauptsächlich aktuelle Themen außerhalb der Folklore behandeln, die Sprache frisch halten und ihren Reiz erhöhen. Vor allem in der Niederlausitz sei das Sorbische heute kaum noch vertreten, die Niedersorben bilden quasi eine „Minderheit in der Minderheit“. Heute leben viele Lausitzer die Reste der sorbischen Kultur aus, ohne ihre Wurzeln zu kennen, erklärt Max. Sorbische Traditionen würden als deutsche Folklore aufgefasst, ihr eigentlicher Ursprung sei nur noch wenigen bekannt; „Spreewald-Kultur“ heiße das heute vielerorts.

Das Herzstück jeder Ausgabe ist die Beilage, berichtet Max. Sie enthält satirische Inhalte, die bewusst schockieren sollen. Max provoziert, er will aus der Reserve locken, zum Beispiel mit Memes, die er in einen sorbisch-kulturellen Kontext setzt. Dabei pflegt er einen sehr kritischen Umgang mit der Kultur, die ihn so fasziniert. Auch Auszüge zeitgenössischer Literatur lässt er von einem Bekannten auf Niedersorbisch übersetzen. Der „Nichtsnutz“ erscheint bisher in kleiner Auflage. Ungefähr 30 bis 50 Exemplare sind hauptsächlich am Sorbischen Institut zu finden. „Ich drucke, falte und fertige bisher alles selbst zuhause an. Es ist ein Anfang“, sagt Max und blickt optimistisch auf die vor ihm liegenden Ausgaben.

Nina Lischke

„Weniger Regeln für Frauen“

Schriftstellerin Sophie Passmann über „Alte weiße Männer"

student!-Redakteurin Pauline Reinhardt hat auf der Leipziger Buchmesse mit der Journalistin und Feministin Sophie Passmann über „Alte weiße Männer“ gesprochen, ihr Anfang März erschienenes Buch. Es beinhaltet Interviews mit 16 Männern aus Medien und Politik. Der Erfolg des Buches zeigt sich nicht nur beim Blick auf die SPIEGEL-Bestsellerliste, sondern auch daran, dass während des wenige Minuten langen Gesprächs am Verlagsstand gleich zwei Menschen nach einer Widmung fragen.

student!: Herzlichen Glückwunsch zur Veröffentlichung deines Buches. Nervt es dich schon, darüber zu reden?
Passmann: Ich bin überhaupt nicht genervt. Es wäre ja total doof, ein Buch zu schreiben und dann nach zwei Wochen genervt zu sein, dass man darüber reden muss. Was ich nicht gedacht hätte: wie interessant es ist, zwei Wochen lang ständig über das gleiche Thema zu sprechen. Natürlich kommen auch immer wieder ähnliche Fragen, was überhaupt nicht dramatisch ist. Aber ich habe wirklich sehr viel Zeit mit „Alte weiße Männer“ und Reden über „Alte weiße Männer“ verbracht.

Woher kam die Idee, sich mit dem Thema des alten weißen Mannes zu beschäftigen?
Ich bin ja viel im Internet unterwegs und da ist der alte weiße Mann einfach ein Begriff, der ständig aufploppt. Der wird oft genutzt, um Diskussionen zu beenden oder um jemanden zu verurteilen. Weil dieser Begriff so oft auftaucht, fand ich es spannend, mal zu fragen: Was genau bedeutet er eigentlich?

Auf Twitter hast du über dein Buch geschrieben: „Es ist keine Streitschrift geworden, es werden aber auch keine roten Teppiche für Männer ausgerollt, rein methodisch also eine Enttäuschung.“ – Was genau ist das Buch denn dann?
Mit diesem Tweet bin ich auf zwei große Kritikpunkte eingegangen, die witzigerweise parallel zueinander existierten. Männer haben mir gerne vorgeworfen, ich würde schon wieder so eine feministische Streitschrift verfassen. Und teilweise gab es Frauen, die kritisiert haben – ohne das Buch vorher gelesen zu haben – ich würde damit Männern eine Bühne geben, die diese ohnehin schon haben. Es ist beides nicht geworden. Es ist ein in der Sache sehr ernsthaftes, aber im Ton sehr ironisches Buch über Feminismus, welches das Ziel hat, Leute dafür zu interessieren, die sonst nicht so viel damit am Hut haben.

Von welcher Seite wird das Buch mehr kritisiert, von Männern oder von Frauen?
Och. Ich will nicht diese Gruppierungen aufmachen, weil es eine Tendenz dazu gibt, dass gerade Feministinnen sehr kritisch schauen, was andere Feministinnen machen.
Ich würde mich einerseits freuen, wenn wir das nicht machen. Denn wir haben alle das gleiche Ziel. Andererseits kann ich auch niemandem verbieten, etwas doof zu finden und darüber öffentlich zu schreiben. Ich möchte eigentlich weg von dieser Kultur, ich möchte weg davon, dass Feministinnen sich dafür fertig machen, dass sie mehr oder weniger doll feministisch sind. Deswegen freue ich mich auf einer anderen Ebene darüber, dass Feministinnen die Möglichkeit haben, sehr laut in Zeitungen ihre Meinungen zu äußern; ich freue mich auch über jeden gut geschriebenen Verriss.

Gibt es Männer, mit denen du gerne sprechen wolltest, die aber für ein Interview nicht zur Verfügung standen?
Ja.

Wen?
Sag ich nicht.

Welches Gespräch war das schwierigste?
Ich glaube, das mit meinem Vater. Der Vorteil war, dass die Recherche nicht so intensiv war, ich war ganz gut eingelesen in das Thema „Mein Vater“. Aber ich wollte den Mittelweg finden zwischen „Ich darf ihn nicht anders behandeln als andere, ich kann ihm nicht Sachen durchgehen lassen, die ich anderen nicht durchgehen lasse.“ Und dazwischen, dass man seinen Eltern gegenüber sanfter, aber wahnsinnig viel genervter ist. Man ist sehr nah an sich und sehr ehrlich zueinander, was manchmal dazu führt, dass man harsch ist. Da den Mittelweg zu finden, war schwierig.

Wann hast du gemerkt, dass du Feministin bist? Wie hat dich da dein Elternhaus und vielleicht auch der Männerbund, in dem dein Vater Mitglied ist, beeinflusst?
Ein wirklich theoretisches Feminismusverständnis habe ich erst im Studium bekommen.

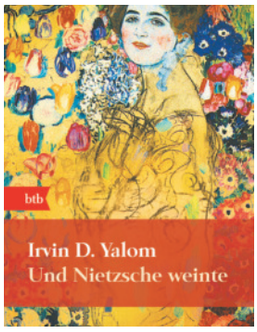
Ein abstrakteres schon vorher?
Auf jeden Fall. Ich hab früher ja Slam gemacht und war da öfter mal die einzige Frau oder eine von zweien auf der Bühne. Ich hatte das Glück, dass ich selten in so krassen Hierarchiestrukturen war, also in Büros oder Redaktionen, wo Sexismus noch mal ganz anders und deutlich schwerer zu bekämpfen auftritt. Als Selbstständige wirst du eher mit einer Art von – ich nenne es mal sanftem Sexismus, in sehr großen Anführungszeichen – konfrontiert. Denn als Selbstständige hat man in manchen Bereichen eine größere Handlungsfähigkeit, weil man weniger direkt abhängig von einem Arbeitgeber ist. Das ändert aber nichts an der Benachteiligung. Ich hatte weniger Probleme mit Chefs, die mir Jobs nicht geben oder mich in Meetings unterbrechen, weil ich eine Frau bin. Aber ich bin aufgetreten und als „die Frau“ anmoderiert worden oder musste für mein gesamtes Geschlecht sprechen.

Nachdem du mit Menschen wie dem Pegidasympathisanten Werner Patzelt gesprochen hast: Kannst du Tipps für den Umgang mit ihm und anderen geben?
Ich glaube, es ist sehr schwierig, Tipps zu geben, wie man mit bestimmten Menschen oder Menschengruppen umgehen soll, weil das eine Charakterfrage ist. Das zeigt sich auch in der Kritik, die an meinem Buch geübt wird: Manche Leute haben ein großes Unverständnis für meine Art, mit dem Thema umzugehen. Ich bin jemand, der in manchen Sachen sehr vehement ist, aber ich denke immer angestrengt darüber nach, wie ich meine Ressourcen aufteile. Ich habe dann manchmal kein Problem damit, meine Energie eben nicht in einen großen Streit oder eine große Schlichtung zu investieren. Was ich mir wünschen würde, sind weniger Regeln für Frauen. Dass sich Frauen weniger Gedanken darüber machen, wie sie in der Öffentlichkeit agieren, wie sie mit Männern umgehen müssen. Deswegen würde ich sagen: Mach so, dass dein Herz und dein Kopf dir am wenigsten Widerstände aufbringen. Natürlich muss das Patriarchat bekämpft werden, aber ein wichtiger Aspekt davon ist Solidarität. Die bezieht sich auch darauf, solidarisch mit denen zu sein, die nicht die Energie, die Ressourcen und manchmal – muss man ganz ehrlich sagen – nicht den Willen haben, diesen Kampf gerade zu kämpfen. Und das ist völlig in Ordnung. Dann müssen die anderen halt mitkämpfen und aufmerksam und solidarisch sein.

Planst du noch ein Buch?
Ja. Im weitesten Sinne wird es um Krisen gehen.

„Alte weiße Männer" ist das erste Buch der 25-jährigen Sophie Passmann. Foto: Asja Caspari

IMMERGUT



Männertränen und Frauenprobleme: „Und Nietzsche weinte“ erzählt eine beinah wahre Geschichte, die dennoch völlig fiktiv ist. Denn nur in der Imagination des Autors Irvin Yalom entspinnt sich zwischen niemand geringerem als dem Philosophen Friedrich Nietzsche und Josef Breuer, dem Mitbegründer der Psychoanalyse, eine zarte Freundschaft.

Das Ganze geschieht im Rahmen einer Therapie, die von Nietzsches ebenfalls nicht fiktiver Freundin Lou Andreas Salomé aus Sorge um diesen eingefädelt wird. Die junge Frau nimmt in den Gesprächen der beiden Männer eine nicht unwichtige Rolle ein. Neben den Frauenproblemen werden vor allem aber Freiheit, Wahrheit, Moral – eben die ganz großen philosophischen Themen – angeschnitten. So entstehen seitenlange Dialoge, die so klug sind, dass man sich jeden Satz einprägen und einrahmen will. Es ist kein Wunder, dass dieser sprachlich beeindruckende Roman ein Bestseller geworden ist.

Über eines kann weder die Redegewandtheit des Autors, noch die Tiefe der Zitate zweier unfraglich kluger Denker ganz hinweg trösten. Nämlich darüber, dass sich hier zwei ältere Männer ständig gegenseitig bekräftigen, junge Frauen seien die Ursache ihres gesamten Weltschmerzes.

Eine solche, nämlich Salomé, ist der heimliche Höhepunkt. Sie ist die am Rande stehende Hauptfigur des Romans. Das Buch macht Lust, mehr über sie zu erfahren – und enthält zugleich eine traurige Wahrheit: Obgleich intelligent und hochinteressant, bleibt sie vor allem Objekt der Begierde. Und doch mischt Salomé diesen literaturgewordenen Stammtisch der Philosophie auf: Schon ihr erstes Auftreten im Roman wird vom Protagonisten als Unverschämtheit bezeichnet – und mit eben dieser erobert sie den Raum und die Geschichte für sich. Vielleicht unbeabsichtigt handelt diese genau davon: dem Unverständnis sehr kluger Männer gegenüber Frauen.

Anneke Schmidt

Cover: Random House Verlag
Ersterscheinung: 1994

Umweltpolitik

Illegale Müllentsorgung wird in Ruanda mit Geld- oder Gefängnisstrafe geahndet. Plastiktüten sind in dem afrikanischen Land seit 2004 verboten, was durch Razzien und scharfe Einreisekontrollen durchgesetzt wird.

***

Nach dem Reaktorunfall in Harrisburg (USA) ließ Präsident Carter 1979 eine Solaranlage auf dem Dach des Weißen Hauses installieren. 1986 wurde sie wieder abmontiert.

***

Frankreichs Supermärkte müssen unverkaufte Lebensmittel spenden oder anderweitig sinnvoll verwenden, dürfen sie aber nicht wegwerfen.

***

Trotz des Austritts der USA aus dem Pariser Klimaabkommen verpflichteten sich mehr als 200 US-amerikanische Städte und 17 Bundesstaaten zur Einhaltung der Klimaziele.

Julia Nebel

Mehr als nur mal schlechte Laune

Leipziger Forschungsprojekt untersucht weibliches Gehirn

Viele Frauen in ihren fruchtbaren Lebensjahren, durchschnittlich im Alter zwischen zwölf und 51 Jahren, leiden unter prämenstruellen Stimmungsschwankungen. Bei etwa drei bis acht Prozent aller Frauen äußern sich diese Beschwerden jedoch besonders stark. Prämenstruelle Dysphorische Störung (PMDS) ist der Fachbegriff für eine starke Belastung in der Zeit vor Eintreten der Periode. Sie macht sich vor allem durch starke depressive Verstimmungen, Müdigkeit und leichte Reizbarkeit bemerkbar.

Ein Forschungsprojekt des Leipziger Max-Planck-Instituts (MPI) für Kognitions- und Neurowissenschaften beschäftigt sich seit 2014 mit den Ursachen von PMDS und den genauen Vorgängen im Gehirn während des weiblichen Zyklus. „Wir interessieren uns für Sexualhormone wie Östrogen und wie sie die sowohl strukturellen als auch funktionellen Vorgänge im Gehirn beeinflussen können“, erklärt Rachel Zsido, Doktorandin am MPI.

Der weibliche Zyklus dauert durchschnittlich 28 bis 30 Tage. Während dieser Zeit steigt und fällt der Östrogenspiegel. Beim Einsetzen der Periode sind die Östrogenwerte sehr niedrig. Für die Stimmungsregulation spielen diese Geschlechtshormone jedoch eine wichtige Rolle. Es wird davon ausgegangen, dass Frauen mit PMDS empfindlicher für die typischen Schwankungen der Geschlechtshormone sind.

Um die Hintergründe besser zu verstehen, hat das Emotions & neuroimaGinG-Labor des MPI eine Studie mit insgesamt 59 Teilnehmerinnen durchgeführt. Anhand von Blutabnahme, täglicher Temperaturmessung, vaginalem Ultraschall und einer von den Teilnehmerinnen benutzten App kann der Zyklus der Frauen genau verfolgt werden. Während des Eisprungs und kurz vor Beginn der Periode wird die psychische Verfassung der Frauen mit Hilfe von Fragebögen und persönlichen Interviews festgestellt.

Neben Östrogenen spielt der Botenstoff Serotonin eine zentrale Rolle für unsere Stimmung. Bei Menschen, die unter Depressionen leiden, ist oftmals das Serotonin-System dereguliert. Serotonintransporter befördern Serotonin, welches im Gehirn von einer Nervenzelle zur nächsten weitergegeben wird. Natürlicherweise wird das Serotonin anschließend wieder von der ursprünglichen Nervenzelle aufgenommen. Mittels einer Positronen-Emissions-Tomografie wird die Dichte der Serotonintransporter, also von Proteinen der Zellmembran im Gehirn der Teilnehmenden gemessen werden. Bei der Behandlung von PMDS-Symptomen wirkt typischerweise das Antidepressivum SSRI, ein selektiver Serotonin-Wiederaufnahmehemmer. Es sorgt dafür, dass der Botenstoff Serotonin nicht wieder aufgenommen wird, sondern aktiv bleibt. „Wir suchen nach dem Zusammenhang zwischen den Schwankungen der Sexualhormone und dem Einfluss des Gewebshormons Serotonin“, erklärt Zsido.

Schwierig zu knacken: Die Geheimnisse des Gehirns **Foto: la**

Erst 2013 wurde PMDS offiziell vom diagnostischen und statistischen Leitfaden als eigenständiges Krankheitsbild anerkannt. „Das ist nicht nur in den Köpfen der Frauen. Es gibt mögliche biologische Erklärungen dafür“, betont Zsido. Noch immer werden die Beschwerden vieler Frauen jedoch nicht ernst genommen. PMDS wird häufig nicht diagnostiziert oder fehldiagnostiziert, zum Beispiel als bipolare Störung.

Leonie Asendorpf

„Bildung muss frei sein“

Chemikerin Evamarie Hey-Hawkins über Forschen in Europa und Bildung in Deutschland

Evamarie Hey-Hawkins ist seit 26 Jahren Professorin für Anorganische Chemie an der Universität Leipzig. Beim Dies academicus 2018 bekam sie die Universitätsmedaille für besondere Verdienste um die Hochschule verliehen. Ebenfalls im Dezember letzten Jahres wurde sie als erste Leipziger Wissenschaftlerin in die Europäische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. student!-Redakteurin Pia Benthin traf sie zum Interview.

Hey-Hawkins ist seit 1993 Professorin an der Uni Leipzig. **Foto: as**

student!: Herzlichen Glückwunsch zur Aufnahme in die Akademie. Was bedeutet Ihnen das?

Hey-Hawkins: Das ist eine besondere Anerkennung der eigenen Forschung. Die Akademie steht für vieles, was mir wichtig ist. Man denkt und forscht über Landesgrenzen und solche der eigenen Forschung hinaus. Der Fokus liegt nicht auf dem eigenen Fach, sondern darauf, was für Europa wichtig ist. Ich sehe Europa als Baustein aus vielen Ländern. Zusammen können sie sich gegenüber den USA, Asien und Russland positionieren, aber auch eigene Ziele vorantreiben und gegenseitig Ideen austauschen. Mit der Akademie im Hintergrund hat man eine Legitimität und wird anders wahrgenommen.

Welche Schwerpunkte setzt Ihre Arbeit in Leipzig?

Ich arbeite interdisziplinär. Am Institut für Anorganische Chemie entwickeln wir kleine Moleküle, die in vielen Bereichen Anwendung finden, wie ein Künstler, der sich ein Bild vorstellt und es dementsprechend malt. Ein Bereich ist die Katalyse, welche in der Industrie benötigt wird. Katalysatoren helfen, chemische Bindungen zu knüpfen oder zu brechen, indem die benötigte Energie reduziert wird. Einen anderen Bereich bilden die Materialwissenschaften. Aber auch in der medizinischen Chemie forschen wir. Metallverbindungen kann man nutzen, um Anti-Tumormittel herzustellen. Das ist nichts Neues, aber wir wollen die Nebenwirkungen senken und dafür sorgen, dass die Medikamente nur auf die Krebszellen Einfluss nehmen.

Sie haben auf der ganzen Welt gelernt, gelehrt und geforscht. Was ist in Leipzig anders?

In Deutschland hält man Bildung für wichtig. Hier fühlen sich alle dazu verpflichtet, dieses soziale Netzwerk mit Steuern zu finanzieren. Im Ausland dagegen gibt es zum Teil extrem hohe Studiengebühren. Bildung aber muss frei sein. Im Ausland hatte ich den Eindruck, dass die Universität eher als Dienstleistungsinstitution gilt. Hochschullehrer werden bezahlt, damit sie Studierenden etwas beibringen, und diese Leistung fordern die Studierenden auch ein. Ich verstehe Ausbildung als ein Miteinander. Es geht nicht nur um den Abschluss, sondern um die Sache.

Als ich nach Leipzig kam, herrschte hier eine Aufbruchstimmung. Die Leute hatten das Gefühl, man kann Dinge anders und besser machen, waren offen für neue Ideen. Das ist bis heute so in höherem Maß in den neuen Bundesländern als in den alten. Sicherlich auch, weil hier nach der Wende vieles neu geregelt werden musste.

Sehr viele Chemiestudierende brechen ihr Studium ab. Woher rührt das?

Chemie ist kein NC-Fach, deshalb gibt es viele Erstsemester. Dass es zum Ende hin weniger werden, liegt auch daran, dass es in der Chemie eine hohe Präsenzzeit gibt. Etwa die Hälfte der Zeit ist praktische Arbeit im Labor. Im ersten Semester sind mehr als 50 Prozent der Studierenden Frauen. Mit dem Grad des Abschlusses werden es immer weniger. Wird eine Frau schwanger, sollte sie nicht mehr im Labor arbeiten. Das ist wahrscheinlich einer der Gründe, warum manche Frauen das Gefühl haben, Familie und Beruf seien in der Chemie nicht gut kombinierbar. Es gibt nicht genug Vorbilder, die zeigen, dass das möglich ist. Ich habe in meinem Arbeitskreis Frauen, die promoviert und Kinder bekommen haben. Es ist nicht einfach, aber es geht.

Fußball und das Politische

Die Ereignisse in Chemnitz werfen Fragen auf

Fans des Fußballregionalligisten Chemnitzer FC haben Anfang März vor einem Spiel im Stadion einen verstorbenen Fan betrauert. Dazu hielt der Stadionsprecher eine kurze Rede, auf die eine Schweigeminute folgte. Währenddessen wurde ein Foto des Verstorbenen auf der Stadionleinwand gezeigt; die Fankurve hisste Erinnerungsbanner. In Frakturschrift war auf einem Transparent „Ruhe in Frieden, Tommy“ zu lesen, gerahmt von weißen und roten Bengalos. Ein Ereignis, das bundesweit Empörung hervorrief, weil es sich bei dem Verstorbenen um den Neonazi Thomas Haller handelt. Er war Gründer der rechtsradikalen Fangruppe „Hooligans-Nazis-Rassisten" und gut vernetzt in der rechten Szene.

Auf die Berichte über den Vorfall reagierte der Chemnitzer FC mit folgender Stellungnahme: „Die Ermöglichung der gemeinsamen Trauer stellt keine Würdigung des Lebensinhalts des Verstorbenen dar.“ Später hieß es, der Verein sei unter Druck gesetzt und es sei mit „massiven Ausschreitungen“ gedroht worden, wenn die Gedenkminute nicht hätte stattfinden können.

Für Robert Claus, Mitarbeiter der Kompetenzgruppe Fankulturen und sportbezogene soziale Arbeit (KoFas) aus Hannover, zeigt der Vorfall ein Problem auf, das sowohl in Ostdeutschland begründet liegt, als auch im Volkssport der Deutschen: „Extrem rechte Hooligans gibt es beinahe überall im deutschen Fußball, jedoch fehlt an einigen Orten im Osten das Gegengewicht.“ Gerade weil Fußball in Deutschland so beliebt ist wie keine andere Sportart, findet sich in den Fußballstadien des Landes ein Querschnitt der Gesellschaft und ihrer politischen Haltungen.

Dass rechte Fußballfans in Ostdeutschland eine gewisse Rückendeckung haben – sei es durch Vernetzung zu rechtsradikalen Kampfsportvereinen, Pegida-Anhänger*innen oder durch das große Mobilisierungspotential für rassistische Aufmärsche – verwundere nicht. Aber die erlebnisorientierte, noch immer stark männlich dominierte Fankultur bietet auch spezifische Anknüpfungspunkte: „Traditionelle Ideale von gewalttätiger und machtvoller Männlichkeit sind zentral für extrem rechte Einstellungen und ein Bindeglied in andere Szenen.“, erklärt Claus.

Das Versagen des Chemnitzer FC bestehe darin, dass „lediglich plakative Maßnahmen wie Aktionsspieltage oder Statements auf der Homepage“ durchgeführt würden. Eine langfristige, präventive Fanarbeit fehle aber gänzlich.

Wie wichtig Fanarbeit ist, betont auch ein Mitglied der aktiven Fanszene von RB Leipzig, das lieber anonym bleiben möchte. Antirassismus und Antisexismus dürften keine reinen Lippenbekenntnisse bleiben, sondern man müsse „Tag für Tag, Spieltag für Spieltag im Kleinen und Großen dafür kämpfen“.

Die weit verbreitete Einstellung, Fußball sei nicht politisch, sieht der RB-Fan dabei als eine Gefahr. Die Verteuflung antifaschistischer Arbeit linker Ultragruppen, als im „unpolitischen“ Fußball ebenso unerwünscht wie das Verbreiten

Bei der Fanarbeit am Ball bleiben **Foto: Pixabay**

rechten Gedankenguts, sei Nährboden für alle, die rechte Tendenzen verankern wollen. Eine solche Einstellung hatte Chemnitzer Stadträtin und Fanbeauftragte Peggy Schellenberger (SPD) bewiesen, als sie ihre Beileidsbekundungen für den Verstorbenen twitterte, mit dem Zusatz, ihr gegenüber sei Haller „fair, unpolitisch und herzlich“ gewesen.

Laut Claus gibt es einige Vereine, die mit sinnvoller, aktiver Fanarbeit als Beispiel vorangehen. „Werder Bremen unterstützt seine Fans in der Haltung, Nazis nicht in die Kurve zu lassen, Borussia Dortmund führt jährlich drei Gedenkstättenfahrten durch. Und die Ultras von Bayern München haben die Geschichte jüdischer Vereinsmitglieder im Nationalsozialismus aufgearbeitet.“

Anneke Schmidt

Kicken wie ein Mädchen

Wie sich eine sächsische Initiative für mehr Gleichberechtigung am Ball einsetzt

Fußball. Elf Spieler*innen. Zwei Tore. Ein Ball. Das Runde muss ins Eckige. Scheint auf den ersten Blick ein simples Spiel zu sein. Wenn nicht zwischendurch Sätze wie „Du kickst ja wie ein Mädchen!“ oder „Frauenfußball ist doch kein richtiger Fußball!“ fallen würden.

Auch gegenwärtig zeigt sich, dass die Fußballwelt zunehmend durch Geschlechterstereotype bestimmt ist. Seit 2011 klärt die Leipziger Initiative für mehr gesellschaftliche Verantwortung im Breitensport-Fußball (IVF) durch Ausstellungen und Vorträge aktiv über Sexismus und Diskriminierung im Fußball auf. Gegründet wurde die Initiative vom Sportverein Roter Stern Leipzig. Seit zwei Jahren bietet die IVF zusätzlich Workshops an, um junge sächsische Fußballer*innen für verschiedene Diskriminierungsformen und Vorurteile zu sensibilisieren. Die Workshops sind dank der finanziellen Förderung des Sächsischen Staatsministeriums für Soziales und Verbraucherschutz kostenlos und können je nach Bedarf für Kinder ab zwölf Jahren angeboten werden.

Für Stephen Schneider, Projektkoordinator der IVF, besteht der ideologische Ansatz der Workshops darin, alle Vereine in Sachsen anzusprechen.

Denn nicht alle von ihnen wüssten, dass sie Unterstützung in der Bekämpfung von Diskriminierung brauchen und auch erhalten können. Ziel der Workshops sei es demnach, nicht nur in Vereine zu gehen, von denen bekannt ist, dass es häufig zu diskriminierendem oder sexistischem Verhalten komme: „Wir tragen alle Vorurteile in uns, was in erster Linie nicht schlimm ist, da es uns Menschen ausmacht. Es ist aber enorm wichtig, sich mit seinen Vorurteilen auseinanderzusetzen, um sich dieser bewusst zu werden“, betont Schneider.

Speziell in Deutschland gilt der Fußball als Refugium der Männlichkeit. Die Männerdomäne wird sowohl auf dem Platz als auch auf den Rängen und in den Verbandsstrukturen sichtbar. Dabei wird oftmals deutlich, dass Männer Frauen weder als Spielerinnen oder Fans noch als Schiedsrichterinnen oder Funktionärinnen akzeptieren wollen. Auch der allgemeine Name des Sports bleibt den Frauen verwehrt:

Die IVF setzt sich für ein soziales Miteinander ein. **Foto: IVF**

Sie spielen „Frauenfußball“. Schneider zufolge bietet der Fußball einen idealen Nährboden für Sexismus, Rassismus, Homophobie, sowie für Antisemitismus und Rechtspopulismus.

Bei diesen Formen der Diskriminierung sollen die Workshops des IVF bei den Jugendlichen ansetzen. Um dem Ballsport eben jenen Nährboden zu nehmen, klären Schneider und sein Team die Teilnehmer*innen über die unterschiedlichen Diskriminierungsformen auf. Entscheidend für Schneider sei es, in den Dialog mit den Jugendlichen zu treten und das Thema Diskriminierung nicht zu verdrängen.

Für Petra Tzschoppe, Fachgebietsleiterin für Sportsoziologie an der Universität Leipzig, gibt es aus wissenschaftlicher Perspektive Berührungspunkte zu den Aktivitäten der IVF. Sie verweist darauf, dass diskriminierendes Verhalten nicht einfach der Sportart Fußball zuzuschreiben sei, sondern aus vielen sozialen Faktoren resultiere. Daher sei es von enormer Bedeutung, einerseits die Fußballspieler*innen und andererseits auch die Eltern, Schulen und insbesondere die Verantwortungsträger*innen in den Vereinen anzusprechen.

Tzschoppe weist mit Nachdruck darauf hin, dass der Sport auch eine positive Funktion berge. „Sportvereine können soziales Miteinander fördern und demokratische Werte vermitteln. Sport kann somit auch bewusst dazu beitragen, sexistische Vorurteile abzubauen und Geschlechterstereotype zu hinterfragen.“

Die drei- bis fünfstündigen Workshops des IVF setzen genau hier an und wollen zudem auf die positive Seite des Ballsports aufmerksam machen. „Wir merken einfach, wie groß der Bedarf ist, in den Vereinen über Geschlechterdiskriminierung zu reden und wollen mit unserer Arbeit weiterhin den Vorurteilen im Fußball mit Aufklärung entgegenwirken,“ äußert sich Schneider abschließend.

Laura Camboni

Unverschämt nachgefragt 2.0

Was wir schon immer von Uni-Mitarbeiter*innen wissen wollten

Vor genau einem Jahr haben wir das erste Mal einen auf VICE gemacht und Mitarbeiter*innen der Universität Leipzig Fragen gestellt, die man sich sonst nicht trauen würde, zu stellen. Ein Jahr später kommt nun die Fortsetzung. student!-Redakteurinnen Luise Mosig und Pia Benthin haben mit einer Kassiererin in der Mensa am Park, einer Studentischen Hilfskraft (SHK) in der Jura-Bib, einer SHK am Info-Punkt im Neuen Augusteum und einer Prüfungsaufsicht gesprochen.

Mensakassiererin

Stechen Sie mit Holzspießen in Nudelberge, um versteckte Steaks zu entdecken?
Als es häufig vorkam, dass Steaks fehlten, hat das eine Kollegin gemacht. Seitdem weisen Schilder darauf hin, dass Diebstahl angezeigt wird. Manchmal verschwinden Eier aus der Salatbar, deshalb kostet jedes Ei außerhalb des Salattellers 50 Cent. Betrachtet man den Aufwand, der betrieben wird, bis ein Ei bei uns landet, ist das nicht zu viel verlangt. Manche Studenten denken wohl, alles sei umsonst. Ist es aber nicht.

Was ist das Schönste, was das Schlimmste an Ihrem Job?
Ich mag die Abwechslung, ich habe mit allen Menschentypen zu tun. Ein paar Studenten kenne ich, seitdem sie neu im Studium waren – und jetzt haben sie Kinder. Zu schaffen macht mir der Geräuschpegel. Abends brummt mir manchmal der Kopf.

Was wünschen Sie sich von den Mensagängern?
Mehr Umweltbewusstsein: Weniger auf den Teller packen, anstatt Essen wegzuwerfen, und auf Trinkhalme verzichten. Auch der Serviettenverbrauch sollte stark reduziert werden – dabei gibt es schon Hinweisschilder. In der Schnupfenzeit rupfen sich manche Studenten gefühlt eine ganze Taschentuchpackung aus dem Spender. Vielleicht wollen sie Geld beim Drogerie-Einkauf sparen. Das ist einfach dreist.

SHK in der Jura-Bib

Was war das Außergewöhnlichste, das dir in einer Schicht passiert ist?
Vor allem in der Prüfungsphase ist der Konkurrenzkampf hoch. Letztens sind zwei Studentinnen nach der Öffnung reingerannt und haben sich um ein Buch gestritten. Seitdem gibt es neue Bücher nur bei uns am Tresen. Es gibt auch viele dreiste Jurastudierende, die 20 bis 30 Bücher einfach auf dem Platz hinterlassen. Manche reißen Seiten aus, andere pochen darauf, bis 22 Uhr in der Bib bleiben zu dürfen.

Kennst du deine Stammgäste in der Bibliothek?
Klar kennt man so seine Pappenheimer, in der Bib grüßt man sich dann auch. Komischerweise hat man auch so ein vertrautes Gefühl, wenn man die in der Stadt oder woanders außerhalb der Bib trifft. Man kennt sich ja nur vom Sehen.

Was war das coolste Bib-Outfit, das du gesehen hast?
Der Klassiker sind Jogger und Adiletten, oder einfach sowas wie Stricksocken und ein chilliger Hoodie. Viele verbringen ja wirklich ihren ganzen Tag hier. Aber sowas wie Kissen mitbringen habe ich noch nicht gesehen. Es würde aber einigen nicht schaden, den Kulturbeutel mitzubringen (*lacht*). Es kommt auch vor, dass Leute hier einschlafen, vor allem nach dem Mittagessen.

SHK am Info-Punkt

Bist du manchmal genervt von den Touristen?
Touristen informieren gehört zu meinen Aufgaben. Die Touris kommen am Wochenende, sonst sind es eher Studierende. Viele fragen: „Oh, was ist das hier?“ Manche brauchen auch einen Stadtplan oder wollen wissen, wie man zum MDR kommt. Die häufigste Frage ist: „Wo ist der Audimax?“ Dabei ist der Infopunkt direkt davor! *(lacht)*

Was machst du, wenn dir langweilig ist?
Oft mache ich organisatorische Dinge wie Namensschilder für Veranstaltungen drucken oder Merchandise-Produkte auspacken. Aufgeräumt werden muss auch. Ich freue mich immer, wenn jemand vorbeikommt, den man kennt und der grüßt. Ein gutes Miteinander ist wichtig.

Bist du in deiner Freizeit auch ein „Info-Punkt“?
Für Freunde manchmal schon, so häufig passiert das aber auch nicht. Ich habe ja hauptsächlich Ahnung vom Info-Punkt, das sind sehr oberflächliche Fakten zu Nischenthemen. Es kommen dann eher Fragen, wo Räume sind oder zum PC-Pool. also Dinge mit Unibezug. Aber ich gebe nicht ständig privat Auskunft über Unikram.

Prüfungsaufsicht

Leidest du während einer Prüfung mit den Studierenden?
Aufgeregt bin ich schon, ich studiere ja selbst. Aber als Aufsichtsperson muss ich ruhig bleiben, die Studierenden sind aufgeregt genug. Vor allem am Anfang einer Prüfung versuche ich, zu beruhigen. Ich versuche auch, oft zu lächeln, um Ruhe auszustrahlen. Ich sehe mich auf einem Level mit den Studierenden.

Passt du bei den Prüfungen, die du beaufsichtigst, wirklich die ganze Zeit auf?
Aufmerksam bin ich schon. Aber ich bin keine Person, die rumläuft und den Studierenden über die Schulter schaut. Ich lese auch oder lerne. Ich versuche, nicht am Handy zu sein, da man eine Vorbildfunktion hat. Man muss seine Balance finden, wie viel Autorität man ausstrahlt. Ruhe ausstrahlen statt Autorität ist mein Motto.

Würdest du Antworten vorsagen, wenn dich in der Prüfung jemand darum bittet?
Es ist wirklich schwer, wenn man zwischen beiden Seiten steht. Antworten vorsagen würde ich nicht. Ich denke, dass die meisten das von mir nicht erwarten. Manche sehen sich aber auffällig um. Da geht es um Balance, die man als Aufsicht finden muss. Als Lehramtsstudent ist das eine gute Berufsvorbereitung.

Fotos: as, pb

Das Völki kann abdanken

Leipzigs neuste Sehenswürdigkeit am Augustusplatz

Die Alte Hauptpost am Augustusplatz soll im Sommer als neuer „City Hotspot“ fertiggestellt sein. Schon jetzt strahlt aus dem siebten Stockwerk ein Glühbirnenmeer und der Edeka scheint aus der überfüllten Bahn überirdisch perfekt ausgeleuchtet. Höchste Zeit herauszufinden, was sich Hypezig ausgedacht hat. Wir haben uns auf dem Gelände umgesehen – damit ihr es nicht müsst.

Ein denkmalgeschützter Wiederaufbau aus den 1950ern zeigt im Innenhof über der Tür Reliefs von dicken Babys mit Trompeten. Darin ein Fitnessstudio. Hier kleben hinter der Rezeption hunderte winkende Glückskatzen an der Wand. Wir sehen Ohrensessel, Geräte, die für Folter und Sport gleichzeitig sein könnten und Vasen voller bunter Federn. Wir flüchten.

Im nächsten Komplex heißt uns ein Schild im Lebendigen Haus willkommen. Ein vielversprechender Name für den vollelegant-und-gar-nicht-düster schwarzgestrichenen Raum mit stählernen Baumstatuen. Aber wir finden eine Dachterrasse mit wunderbar lebendigem Ausblick. Von dort sehen wir das Haus gegenüber mit ein paar von insgesamt 6.000 Glühbirnen über einer leeren Bar, aber Spoiler: Näher an dieses Spektakel kommen wir nicht. Bei dem Versuch laufen wir in die Flure des MotelOne-Hotels und der Felix-Suiten, differenzierbar durch strengstes Durchsetzen der Firmendesigns in Blau oder Orange. Jeder hier schaut uns misstrauisch an, wir strahlen wohl zu viel Studierendenaura aus, also weichen wir aus in den Edeka, um uns zwischen unsortierten Tiefkühlpizzen zu erholen. Nichts da: Protzig präsentieren sich polierte Apfelpyramiden, in der Fleisch-theke liegen Salamischeiben akkurat gestapelt. Es gibt statt lieblosen Regalreihen kuschlige Ecken. Den Alkohol finden wir in beleuchteten Vitrinen und tierförmigen Flaschen – wer wollte nicht schon immer Scotch aus gläsernen Pelikanen trinken?

Die Alte Hauptpost beeindruckt mit DDR-Ästhetik. Foto: mn

Am Ausgang erinnert uns ein gigantisches Gemälde des Gebäudes im klassisch lebendigen Schwarz-Weiß daran, wo wir sind. Daneben, irgendwie kleiner und dezenter, ducken sich die restlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Fazit: Lieber ins Kaufland.

Marie Nowicki

WIE GEHT EIGENTLICH...

Mietminderung?

Wenn morgens wieder der Wind durch die Fenster pfeift, der Schimmelfleck an der Wand erneut ein Stück größer geworden ist und die Vermieter*innen auf Anrufe und Mails nicht reagieren, dann heißt euer nächstes Projekt vielleicht Mietminderung. Doch was bedeutet das eigentlich genau?

Laut Paragraph 536 des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist Mietminderung erlaubt, wenn der „vertragsgemäße Gebrauch“ einer Mietsache erheblich eingeschränkt ist. Genaue Regelungen zu Gründen und Höhe der Mietminderung trifft vor allem die Rechtsprechung. Beim nächsten Heizungsausfall oder Schimmel solltet ihr nicht einfach weniger Miete überweisen. Mieter*innen sind dazu verpflichtet, Mängel am Mietobjekt wie Lärm, Gestank, undichte Fenster oder auch Zweckentfremdungen durch Prostitution oder Tourismus den Vermieter*innen schriftlich zu melden und um die Behebung dieser Schäden innerhalb einer angemessenen Frist zu bitten. Belege wie Fotos oder Zeugenaussagen können die Aufforderung bestärken. Überweist man ohne Vorwarnung weniger Miete, können die Vermieter*innen klagen und den fehlenden Betrag einfordern. Wird dieser nicht bezahlt, droht im schlimmsten Fall eine Kündigung.

Um Unklarheiten zu umgehen, empfiehlt sich rechtlicher Beistand durch den StuRa, den Mieterbund oder die kostenlose studentische Rechtsberatung Law & Legal. Bei der Frage, um wieviel man die Miete mindern kann, können sogenannte Mietminderungstabellen aus dem Internet zur Orientierung helfen. Sie beruhen auf Gerichtsurteilen über die angemessene Höhe einer Mietminderung.

Bibbern und pauken Foto: lm

Bei einem kompletten Heizungsausfall in den Wintermonaten oder dem Einsatz von Trocknungsgeräten zur Schimmelbeseitigung wurde bei Unbewohnbarkeit meist eine Mieterlassung von bis zu 100 Prozent zugelassen. Bei Lärm und Schmutz im Haus sind es etwa 30 Prozent. Die genauen Zahlen hängen jedoch vom Einzelfall ab und die Höhe einer potentiellen Mietminderung sollte auch immer in Absprache mit den Vermieter*innen beschlossen werden.

Im besten Fall könnt ihr es euch dann auch bald wieder im warmen Zimmer gemütlich machen und euch über trockene weiße Wände freuen.

Leonie Asendorpf

Anzeige

VIELFALT UND ABWECHSLUNG IN DER
FACHARZTAUSBILDUNG ALLGEMEINMEDIZIN

Sie befinden sich in der Facharztausbildung zum Allgemeinmediziner und wissen noch nicht genau, wie Sie Ihre 36 MONATE Stationäre Basisweiterbildung gestalten wollen. Dann kommen Sie doch in die KLINIK BAVARIA Kreischa vor den Toren der sächsischen Landeshauptstadt. Hier haben Sie die Wahl und können Ihre Weiterbildungszeit im Rahmen der Weiterbildungsordnung selbst gestalten.

UNSER VORSCHLAG FÜR IHRE 36 MONATE STATIONÄRE BASISWEITERBILDUNG

18 MONATE INNERE MEDIZIN

Freie Gestaltungsmöglichkeiten der verbleibenden **18 MONATE** Stationäre Basisausbildung (Empfohlene Mindestdauer pro Fachbereich: **6 MONATE**)

SIE KÖNNEN AUS FOLGENDEN FACHBEREICHEN WÄHLEN:

INNERE MEDIZIN
in unserem Fachkrankenhaus mit dem Zentrum für fachübergreifende Intensivmedizin und Weaning

PÄDIATRIE
in unserem Neurologischen Rehabilitationszentrum für Kinder und Jugendliche

NEUROLOGIE, ORTHOPÄDIE, PSYCHIATRIE ODER PSYCHOTHERAPIE
in unserer Rehabilitationsklinik

UNSER ANGEBOT:

- unbefristete Festanstellung in Vollzeit oder Teilzeit
- kein Schichtdienst
- Anwesenheitsbereitschaftsdienste max. 4 bis 5x pro Monat
- überdurchschnittliche Vergütung
- attraktives Entgelt für Bereitschaftsdienste sowie faire Abgeltung von Mehrarbeit
- flexibler Tätigkeitsbeginn mit vorheriger Hospitationsmöglichkeit
- Fort- und Weiterbildung in unserem Institut für interdisziplinäres medizinisches Training

KONTAKT:
Daniel Häußer | Tel.: 032506 6-4814
daniel.haeusser@klinik-bavaria.de
www.stellenportal-klinik-bavaria.de

KLINIK BAVARIA
in Kreischa / Zscheckwitz

01 April Montag

Lesung

Der Spieleentwickler und Erfinder der Postkartengeschichte, Leon Alexander Schmidt, liest aus seinen Werken.
| Ort: Moritzbastei | Zeit: 20 Uhr | Eintritt: frei

02 April Dienstag

Lesung & Konzert

Jimi Hendrix ist aus der Rockgeschichte nicht wegzudenken. Elia van Scirouvsky erinnert an den großartigen Musiker und wird dabei musikalisch passend unterstützt vom Pongo Punk Theater.
| Ort: Flowerpower | Zeit: 20:30 Uhr | Eintritt: frei

Konzert

Für Musiker und Musikliebhaber gleichermaßen interessant: Neue Singer/Songwriter präsentieren sich und ihre Stücke bei der New Guitar Night.
| Ort: Tonelli's | Zeit: 20:00 Uhr | Eintritt: frei

04 April Donnerstag

Expertengespräch

Journalist Jens Bisky, Schriftstellerin Jana Hensel und Theologe Frank Richter diskutieren über das Leben in den 90er Jahren und ob es Auswirkungen auf das Heute hat.
| Ort: Schauspiel Leipzig, Diskothek | Zeit: 20 Uhr | Eintritt: frei

05 April Freitag

Workshop

Mit der Friedlichen Revolution 1989 konnten Frauengruppen öffentlich aktiv werden. Im Workshop werden Texte aus dieser Zeit bearbeitet, deren feministische Sichtweisen auch heute noch relevant sind.
| Ort: Frauenkultur Leipzig, Windscheidstraße 51 | Zeit: 16 bis 18 Uhr | Eintritt: frei

06 April Samstag

Flohmarkt

Erstöbert euch Bücher, Platten und mehr in schöner Kulisse.
| Ort: Feinkost | Zeit: 10 bis 16 Uhr | Eintritt: frei

09 April Dienstag

Führung

Bei dieser Führung durch das Magazin der Nationalbibliothek könnt ihr Schreibfedern und 3D-Drucker bestaunen. Vorsicht: Das Magazin ist auf 18 Grad Celcius gekühlt, nehmt also einen Pullover mit.
| Ort: Nationalbibliothek, Foyer | Zeit: 15 Uhr | Eintritt: frei

Dialog

Was, wenn Immanuel Kant, Sokrates und Edmund Husserl über die zentralen Fragen der Philosophie diskutieren könnten? Drei Geisteswissenschaftler verkörpern die drei Philosophen im Café der toten Philosophen.
| Ort: Schaubühne Lindenfels | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

10 April Mittwoch

Hörspiel

Vorführung des Hörspiels „Welche Zukunft? Let Them Eat Money!“ gemeinsam mit dem Autor Andreas Veiel. Es geht um Zukunftsszenarien. Im Anschluss gibt es ein Gespräch mit Autor und Regisseur.
| Ort: Schaubühne Lindenfels | Zeit: 20 Uhr | Eintritt: frei

Vortrag

Normalerweise kennt man sie nur auf dem Spielfeld bei Verletzungsunterbrechungen von Fußball- oder Handballspielen. Teamärzte von RB Leipzig und vom SC DHfK berichten bei „Verletzungsbedingt Raus! Alltag von Ärzten im Profisport!“ von ihrem Werdegang und Arbeitsalltag.
Ort: Historischer Hörsaal der Anatomie, Universitätsklinikum | Zeit: 19 Uhr | Eintritt: frei

11 April Donnerstag

Lesung

Herbert Kapfer liest aus seinem Roman „1919“, in dem er ein Panorama der Weimarer Republik kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs erschafft.
| Ort: Literaturhaus | Zeit: 19:30 Uhr | Eintritt: 3 Euro (ermäßigt)

Tipp des Monats

YOKO ONO. PEACE is POWER

Eröffnung der Ausstellung mit Performance-Acts. Yoko Ono zeigt ihre bislang umfangreichste Werkschau in Deutschland.

Museum der bildenden Künste

3. April, 18 bis 22 Uhr

Eintritt frei

Foto: Alexander Schmidt

Party

Unter dem Motto „Das Recht auf Party ist unantastbar“ lädt der Fachschaftsrat Jura der Universität Leipzig zur Semesterauftaktparty auf zwei Floors.
| Ort: ELSTERARTIG | Zeit: 23 Uhr | Eintritt: frei

17 April Mittwoch

Ausstellungseröffnung

Eine Sonderausstellung des GRASSI Museum für Angewandte Kunst widmet sich sächsischen Bauhaus-Vertretern. Zur Eröffnung gibt es Musik, Theater und Modepräsentationen.
| Ort: GRASSI Museum | Zeit: 18 Uhr | Eintritt: frei

24 April Mittwoch

Vortrag

Nachdem Horst Seehofer angekündigt hat, die Abschiebehaft auszubauen und extensiver nutzen zu wollen, informiert die NGO attac über die Geschichte und Rechtsstaatlichkeit der Abschiebehaft.
| Ort: Schaubühne Lindenfels | Zeit: 18 Uhr | Eintritt: frei

27 April Samstag

Ausstellung

Die Halle 14 zeigt unbekannte Geschichten über den Islam in der zeitgenössischen Kunst. Die Eröffnung findet im Rahmen des Rundgangs der SpinnereiGalerien statt.
| Ort: Halle 14 | Zeit: 15 Uhr | Eintritt: frei

29 April Montag

Hörsaalkino

Das HTWK-Kino Flimmersession zeigt im Hörsaal Anatomie den mehrfach oscarprämierten Film „Bohemian Rhapsody“ über den Queen-Sänger Freddie Mercury.
| Ort: An den Tierkliniken 43 | Zeit: 20 Uhr | Eintritt: 1 Euro + 0,50 Euro/Semester

30 April Dienstag

Kundgebung & Konzert

Bekannte Künstler wie zum Beispiel die Donots und Eko Fresh treten im Rahmen von „Leipzig zeigt Courage“ auf, um sich gegen Rassismus und Antisemitismus einzusetzen.
| Ort: Moritzbastei | Zeit: 16 Uhr | Eintritt: frei

DANKESCHÖN!

Für die außerordentliche Unterstützung unseres Crowdfunding-Projekts möchten wir uns ganz besonders bedanken bei:

Unterstütze uns auf Steady

Carl Ziegner (Gold-Abo)

Eingefärbte Termine sind kostenpflichtig.

IMPRESSUM

student!
Die unabhängige Leipziger Hochschulzeitung
Lessingstraße 7
04109 Leipzig
Telefon: 01771446675
Online: www.student-leipzig.de
Twitter: @studentleipzig
Instagram: student_leipzig
Facebook: studentLeipzig

Auflage: 10.000 Stück

Druck: MZ Druckereigesellschaft mbH
Fiete-Schulze-Straße 3
06116 Halle (Saale)
Herausgeber: student! e.V.
vertreten durch die Vereinsvorsitzenden
René Loch und Sophia Neukirchner
Geschäftsführer: Dennis Hänel

Anzeigen:
Preisliste 12/2017
anzeigen@student-leipzig.de

Chefredaktion (V.i.S.d.P.):
Luise Mosig (lm), Hanna Lohoff (hl), Pauline Reinhardt (stellv.) (pr)
chefredaktion@student-leipzig.de

Ressortleitung:
Hochschulpolitik: Julia Nebel (jn)
Perspektive: Hanna Lohoff (hl)
Leipzig: Annika Seiferlein (as)
Wissenschaft: Leonie Asendorpf (la)
Interview: Luise Mosig (lm)
Thema: David Will (dw)
Kultur: Pauline Reinhardt (pr)
Sport: Hagen Küsters (hk)
Service: Marie Nowicki (mn)
Kalender: Jonas Waack (jw)
Foto: Annika Seiferlein (as)
Grafik: Marie Nowicki (mn)
Campuskultur: Pia Benthin (pb)

Redaktion:
Felix Fischer (ff), Dennis Hänel (dh), Anne Saunus (asa), Laura Camboni (lc), Sophie Goldau (sg)

Geschäftsbedingungen:
Alle Rechte und Irrtümer vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten.
Die Redaktion behält sich das Recht auf Veröffentlichung und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich außer in den Semesterferien und ist kostenlos.
Den Autorinnen und Autoren ist es freigestellt, in ihren Texten mit dem Genderstern-chen zu gendern. Bei Texten ohne Autorennennung wird auf Sonderzeichen verzichtet, geschlechtsneutrale Sprache aber angestrebt.

Nächste Ausgabe: 6. Mai
Redaktionsschluss: 24. April